

Intellektuelle: Alain de Botton über den «Kapitalismus»

Nummer 32 – 7. August 2014 – 82. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Die Asylantin, die in Brig ihr Kind verlor

Wie sich das Flüchtlingsdrama zwischen Aleppo, Mailand und Brig wirklich abspielte. *Von Alex Baur*

Israel hat recht

Warum die Hamas-Versteher irren. *Von Pierre Heumann*

Familie ist besser

Single-Frauen stossen an die Grenzen ihres Egotrips.
Von Franziska K. Müller



2 Tage
Flussreise mit
Sternkoch



Excellence Gourmetflussfestival ab Fr. 275.–

Schweizer Spitzenköche an Bord der Excellence Queen



Christian Geisler

1 Michelin Stern, 16 Punkte Gault Millau

Der Kunsthof, Uznach, (Bewertungen von Zermatt Rest. Heimberg)

Reisedaten / Buchungscode:

Route 1 / eqbas10_ku 02.–03.11.2014
Route 2 / eqstr10_ku 03.–04.11.2014



Christian Kuchler

1 Michelin-Stern, 17 Punkte Gault Millau, Entdeckung des Jahres 10, Aufsteiger des Jahres 14
Gasthof Hirschen, Eglisau

Reisedatum / Buchungscode:

Route 2 / eqstr13_ku 10.–11.11.2014



Dennis Puchert

1 Michelin-Stern, 15 Punkte Gault Millau, jüngster Sternekoch der Schweiz
Hotel Rigiblick, Restaurant Spice, Zürich

Reisedatum / Buchungscode:

Route 1 / eqbas14_ku 11.–12.11.2014



Bernadette Lisibach

15 Punkte Gault Millau, Aufsteigerin 2014 im Bertelsmann Guide

Restaurant Neue Blumenau, Lömmenschwil

Reisedatum / Buchungscode:

Route 2 / eqstr16_ku 16.–17.11.2014



Roland Schmid

1 Michelin Stern, 17 Punkte Gault Millau
Gourmetrestaurant Äbstestube, Grand Resort Quellenhof, Bad Ragaz

Reisedatum / Buchungscode:

Route 1 / eqbas17_ku 17.–18.11.2014



Antonio Colaianni

1 Michelin-Stern, 17 Punkte Gault Millau

Restaurant Mesa, Zürich

Reisedaten / Buchungscode:

Route 1 / eqbas19_ku 23.–24.11.2014
Route 2 / eqstr19_ku 24.–25.11.2014

Ihr Reiseprogramm Route 1

Tag 1 – Komfort-Busanreise von Ihrem gewählten Schweizer Einsteigeort nach Basel. Zeit zur freien Verfügung in der Kunst-/Kultur- und Shoppingstadt Basel. Abfahrt mit der «Excellence Queen» in Richtung Strassburg. Entspannter Nachmittag an Bord bei Kaffee und Kuchen. Abends Begrüssung durch einen Chef de Cuisine des Excellence Gourmetfestivals 2014. Anschliessend geniessen Sie Köstlichkeiten von Meistern Ihres Fachs, erläutert von einem Kenner gehobener Küche, kredenzt in der stilvollen Ambiance des Luxusliners Excellence Queen.

Tag 2 – Strassburg. Gemütliches Frühstück à la Excellence und Zeit, die romantischen Gassen, das Münster und die Fachwerkkulissen der Elsass-Metropole zu erkunden. Bootsrundfahrt auf dem Flüsschen Ill. Rückfahrt in die Schweiz.

Ihr Reiseprogramm Route 2

Reise in umgekehrter Richtung: Strassburg – Basel.

Preise & Leistungen

An-/Rückreise ab/bis Ihrem gewählten Einsteigeort | 2 Tage Excellence-Flussfahrt mit der Excellence Queen | Excellence Gourmetfestival 2014: Gourmet-Abend mit mehrgängigem Menü eines Spitzenkochs | Excellence Frühstücksbuffet | Bootsrundfahrt in Strassburg | Gebühren & Hafentaxen | Reiseleitung

Zuschlag Abreise 17.11., 23.11. Fr. 25.– p.P.

Nicht eingeschlossen

Buchungsgebühr (Fr. 20.–, entfällt bei Internet-Buchung), Getränke, persönliche Auslagen, Trinkgelder, Annullierungskosten-Versicherung

Arrangementpreis pro Person

Kabinentyp	Katalogpreis	Sofortpreis*
2-Bett-Kabine Hauptdeck, 13 m ²	435.–	275.–
2-Bett-Kabine Mitteldeck, frz. Balkon, 16 m ²	485.–	335.–
2-Bett-Kabine Oberdeck, frz. Balkon, 16 m ²	525.–	375.–
Mini-Suite Mitteldeck, frz. Balkon, 17 m ²	545.–	395.–
Mini-Suite Oberdeck, frz. Balkon, 17 m ²	605.–	455.–

Abfahrtsorte und Zeiten

Wil ☒ 07:15 | Winterthur-Rosenberg 07:45 | Zürich-Flughafen ☒ 08:15 | Burgdorf ☒ 08:45 | Baden-Rüthof ☒ 09:00 | Basel SBB 10.00 | Fribourg-St. Léonard 07:30 | Bern 08.00

Information & Buchung

Reisebüro Mittelthurgau Fluss und Kreuzfahrten AG, Oberfeldstrasse 19, CH-8570 Weinfelden, Tel. 071 626 8585. **Online-Buchung auf www.mittelthurgau.ch**



**reisebüro
mittelthurgau**
Die Schiffsreisenmacher

Intern

Mitte Juli sorgte der Fall der syrischen Flüchtlingsfamilie Jneid, die nach einer Odyssee durch Europa ihr ungeborenes Kind verloren hatte, für Empörung. Redaktor Alex Baur begab sich nach Domodossola, wo er die Jneids in einem Altersheim aufstöberte. Der Umgang mit den italienischen Behörden war für ihn kein Problem, doch als ihm Omar Jneid seine abenteuerliche Geschichte anvertraute, stiess unser Kolle-



Odyssee: Ehepaar Jneid (r.), Redaktor Baur.

ge an seine Grenzen. Konnte das alles stimmen? Baur bat den Libyer Ayoub Almadani, der in Zürich studiert, um Unterstützung. Mit vereinten Kräften begaben sich die beiden in die Szene der Schlepper und illegalen Migranten in Norditalien. Sie stiessen auf eine bizarre Halbwelt mit schwindelerregenden Abgründen. **Seite 18**

Wenn die australischen Buschärzte einen Notfall irgendwo im Outback haben, dann fliegen sie mit einer PC-12 ein. Ein kleines Spital mit Flügeln. Hergestellt wird die robuste Maschine in Nidwalden. Seit 75 Jahren produziert dort die Pilatus Flugzeugwerke AG für den Weltmarkt. Zunächst Trainingsflieger für Militärpiloten, seit 1991 auch einmotorige Mehrzweckflugzeuge für die Zivilluftfahrt. Am 1. August präsentierte Pilatus den neusten Wurf: einen Businessjet mit Frachtzugang. Die erste Serie von 84 Stück war ausverkauft, bevor die PC-24 überhaupt in der Luft war. Rollout und Firmenjubiläum wurden bewusst am Nationalfeiertag als Volksfest organisiert. «Wir stehen zum Werkplatz Schweiz», erklärte Pilatus-Chef Oscar J. Schwenk den über 35 000 Gästen und Besuchern. Der Mann ist das rare Beispiel eines Managers, der wie ein Patron handelt. **Seite 32**

Nir Baram, 1976 in Jerusalem geboren, ist einer der prominentesten Schriftsteller der jungen Generation. Als profilierter Kommentator eckt er mit seinen Meinungen oft an. So auch jetzt, während des Gazakriegs: Während in Israel eine erdrückende Mehrheit einen Waffenstillstand mit der Hamas ablehnt, spricht Baram der Suche nach einem Ausgleich mit den Palästinensern das Wort. In seinem Beitrag für die *Weltwoche* schreibt er über seine Erfahrung als



Querdenker: israelischer Schriftsteller Baram.

Querdenker in den Wochen, in denen Konformismus Trumpf war. Nahostkorrespondent Pierre Heumann, der die letzten vier Wochen immer wieder Schutz vor den Raketen der Hamas suchen musste, begründet demgegenüber, warum die Hamas als Kriegsverbrecher angeklagt werden müsste. **Seite 38**

«Was willst du da noch lernen?», fragte Redaktor Wolfgang Koydl, bisher Auslandkorrespondent für die *Süddeutsche Zeitung*, den Kollegen Markus Schär, als ihm dieser sagte, er lese sein im Frühling erschienen Buch «Die Besserkönnler. Was die Schweiz besonders macht». Schär lernte bei der Ferienlektüre viel. Wussten Sie, dass der deutsche Bijoutier Johann Jacob Schweppe Ende des 18. Jahrhunderts in Genf das Verfahren entdeckte, Wasser mit Kohlen säure zu versetzen? Dass Schweizer den Würfelzucker (Jacob Christoph Rad), den Schmelzkäse (Walter Gerber) oder den Tubensenf (Hans Thomi) erfanden? Dass die Schweiz 131 *hidden champions* zählt? Dank diesem Buch kann jeder lernen, das Erfolgsmodell Schweiz zu würdigen. Schär und Koydl erklären es dem Club *Helvétique*, der zum 1. August ein überspanntes Manifest veröffentlichte. **Seite 26, 29**

Ihre Weltwoche

SCHWEIZERISCHE
Gewerbezeitung
DIE ZEITUNG FÜR KMU

Morgen Freitag in der KMU-Press:

- **sgv-Präsident auf dem Rütli**
Plädoyer für Berufsbildung
- **Fachkräftemangel**
Die Lösung liegt im Inland
- **Finanzdienstleistungsgesetz**
Befürchtungen übertroffen

www.gewerbezeitung.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG,
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 283,- (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40,- (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktioneller Berater: Urs Paul Engeler

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),

Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl,

Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Mark van Huissingel

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Peter Hartmann, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr,

Tom Kummer, Dirk Maxeiner,

Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller,

Daniele Muscionico, Deborah Neufeld,

Kurt Pelda, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, David Schnapp,

Hildegard Schwaninger,

Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Laura Kolodziej (*Leitung*),

Simon Keller, Maya Wipf (*Assistentin*)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),

Fabian Keller, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



Marionnaud

AUSGEWÄHLTE HERRENDÜFTE À

CHF 59.90

PROFITIEREN SIE JETZT



marionnaud.ch

Gültig auf folgende Produkte: Paco Rabanne «1 Million» EdT Vapo 100 ml, Hugo Boss «Bottled» EdT Vapo 100 ml, Giorgio Armani «Acqua di Giò» EdT Vapo 50 ml, Dior «Homme» EdT Vapo 50 ml, Bvlgari «Man» EdT Vapo 60 ml & Jean Paul Gaultier «Le Male» EdT Vapo 125 ml. Produkte in ausgewählten Filialen erhältlich. Nicht kumulierbar mit anderen Rabatten. Gültig vom 04.08. bis 17.08.2014 oder solange Vorrat.

Es kommt gut

EU vs. Schweiz: Warum ich optimistisch bin.

Von Roger Köppel

Die Sommerferien gehen zu Ende, die Schweiz stellt sich auf ihre Verhandlungen mit der Europäischen Union ein. Mein persönlicher Eindruck verdichtet sich, dass es gut herauskommt für die Schweiz. Ich teile den oberflächlichen Pessimismus, die sterile Aufgeregtheit unserer medialen und politischen Eliten nicht. Ich glaube nicht, dass die Schweiz vor enormen Konflikten, vor unlösbaren Aufgaben und vor einer Eiszeit der Isolation und der Vereinsamung in Europa steht. Die Befürchtungen werden übertrieben. Auch muss sich die Schweiz nicht neu erfinden, um sich mit ihren europäischen Freunden und Nachbarn ins Vernehmen zu setzen.

Schauen wir die Situation mit dem kühlen Auge des Realismus an: Die Schweiz will – so hat der Souverän am 9. Februar entschieden – die Zuwanderung wieder selber steuern. Jeder Staat der Welt beansprucht dieses Recht. Es gibt kein Land, das die Herrschaft über seine Aussengrenzen preisgegeben hat. Um die Kontrolle über die Migration zurückzuerlangen, muss die Schweiz lediglich den Vertrag über die Personenfreizügigkeit ein bisschen anpassen. In diesem Vertrag ist ausdrücklich festgehalten, dass er revidiert werden darf. Die EU muss also mit der Schweiz verhandeln, und sie müsste eine erstaunliche, vertragswidrige Sturheit an den Tag legen, sollte sie die Schweiz tatsächlich abblitzen lassen wie einen Schurkenstaat.

Ich bin überzeugt, dass die Argumente, die für einen Kompromiss sprechen, entschieden mehr Gewicht haben als die unabsehbaren Folgen eines Totalabbruchs der bilateralen Verträge. Um es nur anzudeuten: Die Schweiz ist das letzte Land in Europa, das der EU gegenüber seine Rechnungen pünktlich zahlt, ohne dass man ihr vorher einen Milliardenkredit überweisen muss. Die Schweiz hat eine für wichtige EU-Staaten lebenserhaltende Strom- und Verkehrsinfrastruktur. Unsere Hochschulen sind Sehnsuchtsorte für die Studenten zwischen Portugal und Estland. Die Schweiz ist für Europa ein goldener Exportmarkt. Und umgekehrt. Man schlägt das alles nicht zusammen, nur weil man die Personenfreizügigkeit zur Religion erklären will.

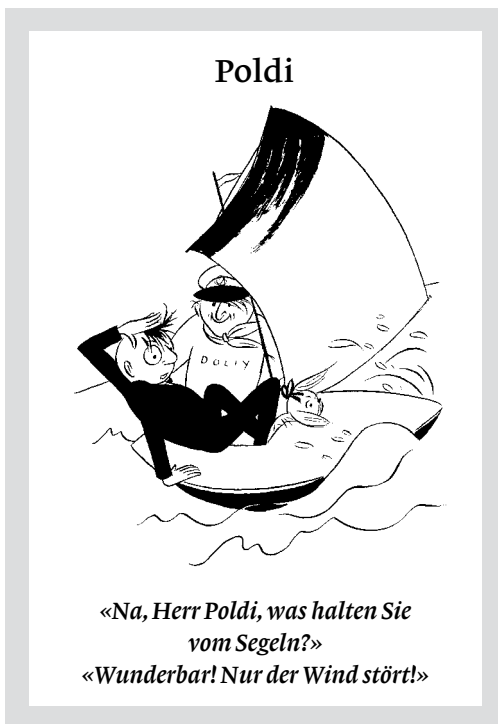
Es kommt gut. Die Schweiz wird bewundert und beneidet. Sie hat enorm viele Freunde. Die Mehrheit der Schweizer will an der Schweiz festhalten. «La Suisse n'existe pas»: Das ist vorbei, ideologische Folklore aus dem letzten



«Boykotte verhängen? Panzer mobilisieren?»

Jahrhundert. Natürlich will die Schweiz weiterhin eng mit der EU zusammenarbeiten. Aber sie will deswegen nicht ihre Unabhängigkeit aufgeben. Noch läuft der Bundesrat in die falsche Richtung und einige Parteien laufen hinterher. Aber auch hier: Aussenminister Didier Burkhalter wird chamäleonhaft, wie es seine Art ist, irgendwann die richtigen Umgebungsfarben annehmen und seine Pläne, die Schweiz weiter an die EU anzudocken, begraben. Erste Anzeichen, erste Aussagen gehen bereits in diese Richtung.

Es ist gut, Schweizer zu sein. Warum? Weil in der Schweiz die Bürger sagen können, was passieren muss. Wir sind die einzige richtige



Demokratie in Europa. Dies auszusprechen, ist nicht Grössenwahn. Es ist alarmierend. Für Europa. Demokratie heisst, dass die Betroffenen darüber abstimmen können, was sie betrifft. Der Uhrenfabrikant Jean-Claude Biver erwiderte einmal auf die Frage, was der Schweiz wirklich gefährlich werden könnte: «Nur die Schweizer.» Und musste lachen. Biver liegt richtig. Das grösste Risiko der Schweiz sind die Schweizer, sind wir selber. Eine hervorragende Nachricht. Wir können, wir dürfen, wir müssen entscheiden. Wir tragen die Verantwortung. Jammern gilt nicht. Wem etwas nicht passt, der kann sich engagieren. Die Politik ist zu wichtig, als dass man sie den Politikern überlassen darf. Dass man das kann, gefällt den Bürgern, aber es missfällt den Politikern, die es weniger schätzen, wenn man sie am Regieren hindert.

Die Schweiz ist keine Kopfgeburt. Deshalb haben Intellektuelle, Journalisten, Professoren und Politologen so viel Mühe, die Schweiz zu verstehen. Der vielzitierte Politgeograf Michael Hermann wiederholte kürzlich in einer Zeitungskolumne den dümmsten Satz, der gegenwärtig unter Intellektuellen über die direkte Demokratie im Umlauf ist: «Das Volk sagt immer leichtfertiger ja zu solchen Initiativen, schliesslich müssen sich die Stimmbürger für ihr Tun nicht rechtfertigen, und es droht ihnen schon gar keine Abwahl.» Was Hermann offensichtlich bedauert. Volk ohne Verantwortung? Wer's glaubt.

Intelligenz schützt vor Dummheit nicht. Hermann irrt. Der Schweizer Souverän, Volk und Stände, trägt sehr wohl die Verantwortung für seine Entscheide. Denn der Souverän muss mit den Konsequenzen leben. Das unterscheidet übrigens die meisten Bürger von Bundesräten und Beamten, die ihre Pensionen und Privilegien unabhängig von den von ihnen getroffenen Entscheiden behalten.

Es ist gut, Schweizer zu sein. Wir sind selber unser grösstes Risiko. Wir haben es in der Hand. Wer kann das in Europa sonst noch von sich sagen? Niemand. In der EU starrt alles auf die Merkels, auf die Hollandes, auf die Camerons und auf die Junckers. In der Schweiz ist es umgekehrt. Die Regierung muss sich am Volk orientieren. Der Chef sitzt unten.

Die Schweiz will einen einzigen Vertrag mit Brüssel neu aushandeln. Wird es deswegen zum Krieg kommen? Ich glaube nicht. Die Bundesräte und ihre Diplomaten können, wenn sie denn wollen, einen Jass mit vielen Trümpfen spielen. Wir stehen auf einem direktdemokratischen, ja unanfechtbaren Rechtsstandpunkt. Die EU sieht sich als Organisation der Freiheit, der Menschenrechte und der Demokratie. Will die EU im Namen der Demokratie die Schweiz für einen Volksentscheid bestrafen? Was will Brüssel tun? Boykotte verhängen? Panzer mobilisieren?

Ohne jede Überheblichkeit: Es kommt gut.



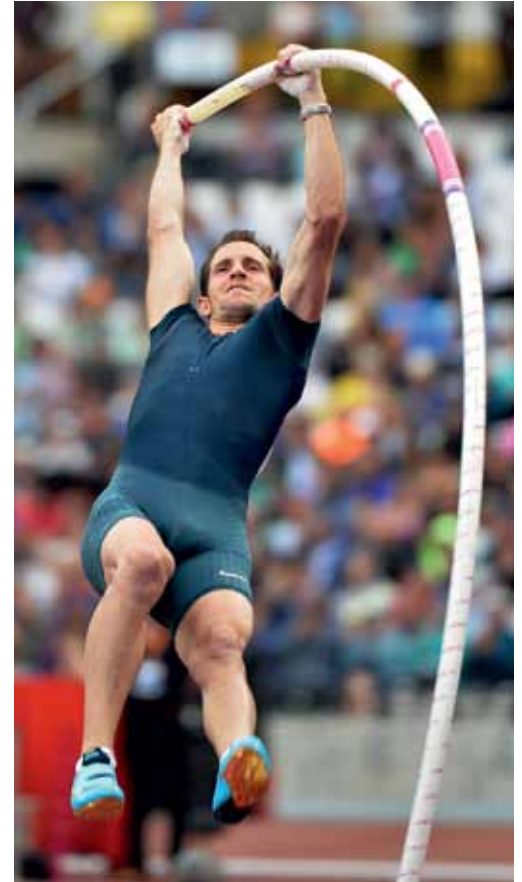
«Vater der Türken»: Atatürk. Seite 42



Spass muss sein: Lea Söhner. Seite 30



Globale Dimension: Gaza-Offensive. Seite 36



Überflieger: Renaud Lavillenie. Seite 60

Kommentare & Analysen

- 5 [Editorial](#)
- 9 [Kommentar Geistige Erstarrung](#)
- 9 [Im Auge Johnny Depp, Pirat privat](#)
- 10 [Beamte Reisefieber](#)
- 10 [Gesellschaft Behindert? Okay!](#)
- 10 [Prävention Staatslust](#)
- 11 [Personenkontrolle Romer, Müller, Bossard, Müller etc.](#)
- 11 [Nachruf Franz Völkl, Erfinder](#)
- 12 [Die Deutschen Das Mensch](#)
- 12 [Wirtschaft Der argentinische Ausweg](#)
- 13 [Ausland Barack Obamas Unvermögen](#)
- 14 [Mörgeli Kleingeister und Grossgeister](#)
- 14 [Bodenmann Harte Zeiten für Putin-Versteher](#)
- 15 [Medien Grossmacht Eidgenossenschaft](#)
- 15 [Gesellschaft Fehlbestellung](#)
- 16 [Leserbriefe](#)

Hintergrund

18 [Die Asylantin, die in Brig ihr Kind verlor](#)

Die tödliche Odyssee der hochschwangeren Suha Jneid

22 [Asyl: Fass ohne Boden](#)

Verheimlichte Konsequenzen der Flüchtlingsbetreuung

24 [Es ist nicht leicht, grün zu sein](#)

Die Regierung baut eine «Plattform grüne Wirtschaft» auf

25 [Umwelt Der Filz von Öko-Aktivistinnen in der Politik](#)

26 [Die Schweiz als Karikatur](#)

Der Club Helvétique und seine «Scheuklappen-Schweiz»

29 [Aussensicht Vorbild für die Welt](#)

30 [Die Tantra-Theologin](#)

Lea Söhner engagiert sich für mehr Lust im Sexgewerbe

32 [«Es braucht einen Hammer zuoberst»](#)

Die Präsentation des neuen Business-Jets PC-24 von Pilatus

34 [Die Akademisierungsfalle](#)

Ökonom Rudolf H. Strahms Plädoyer für die Berufslehre

36 [Israels Recht](#)

Warum die Hamas auf die Anklagebank gehört

38 [Umgang des Opfers](#)

Autor Nir Baram fordert ein Umdenken in Israel

41 [Brief aus Berlin Der Tugendterror lebt](#)

42 [Frommer Atatürk](#)

Erdogan will die Türkei mit ihrer Vergangenheit versöhnen

44 [Erster Weltkrieg Wiederholt sich Europas Geschichte?](#)

46 [Wir geben euch Liebe](#)

Alain de Bottons Utopie eines besseren Kapitalismus

50 [Familie ist besser](#)

Ein Drittel aller Single-Frauen ist unzufrieden



«Ich bin ein Macher»: Pilatus-Chef Schwenk. Seite 32

Interview

32 «Es braucht einen Hammer zuoberst»

Oscar J. Schwenk, VR-Präsident der Nidwaldner Pilatus Flugzeugwerke AG, über den neuen Business-Jet PC-24 und den Denk- und Werkplatz Schweiz

Stil & Kultur

52 Stil & Kultur Lucian Hunziker: «Basel in Portraits»

54 Bestseller

54 Schlüssel zur Leichtigkeit

Jules Vernes einzige Liebesgeschichte

55 Jazz Max Roach Quintet

56 Klassik Pereira und die Salzburger Festspiele

58 Top 10

58 Kino «Dawn of the Planet of the Apes»

59 Fernseh-Kritik «Die grosse Grillshow»

60 Der letzte Artist

Stabhochspringer Renaud Lavillenie verspricht Zirkuszauber

62 Namen Die Kunst der Versöhnung

63 Hochzeit Rita Bichsel und Lukas Höhne

63 Thiel Gaza

64 Wein Grüner Veltliner Ried Käferberg 2002

64 Zu Tisch Restaurant Klinik Pyramide am See, Zürich

65 Auto Renault Twizy Cargo

66 MvH trifft Marcel Avram, Konzertveranstalter

Autoren in dieser Ausgabe

Rudolf H. Strahm



Der langjährige SP-Nationalrat und ehemalige Preisüberwacher zählt zu den renommiertesten Ökonomen der Schweiz. In diesen

Tagen erscheint sein neuestes Buch «Die Akademisierungsfalle. Warum nicht alle an die Uni müssen». Strahms Plädoyer für die Berufslehre lesen Sie auf Seite 34

Alain de Botton



Seine ersten Lebensjahre verbrachte der Philosoph und Bestsellerautor in der Schweiz, wo sein Vater – der einflussreiche Bankier Gilbert

de Botton – beruflich wirkte. Heute lebt und arbeitet er in London. In seinem Essay schildert de Botton seine Vision eines menschlichen Kapitalismus. Seite 46

Das Weltwoche-«Taschenheft».

Mit den Weltwoche-Apps für das iPhone oder das Android-Smartphone haben Sie auch unterwegs die Weltwoche immer dabei.



DIE WELTWOCH



© UBS 2014. Alle Rechte vorbehalten.

Die Schweizer Athleten auf dem Weg an die EM 2014. Jetzt Fan werden. swiss-starters.ch

Wir unterstützen die Schweizer Leichtathletik.
Auch an den Europameisterschaften 2014 in Zürich.

#SwissStarters



Geistige Erstarrung

Von Alex Baur — Allein die Ankündigung einer möglichen Asylinitiative der SVP sorgt für verbissene Ablehnung. Das ist fatal. Unser Asylrecht ist überholt, eine Erneuerung wäre bitter nötig.



«Rechtsextrem»: SFH-Generalsekretär Meiner.

Der Vorgang hat den Charakter eines Rituals. SVP-Politiker denken laut über eine mögliche Asylinitiative nach und lösen damit einen Sturm der Entrüstung aus: «Völliger Quatsch» (Flüchtlingshilfe), «Verrat an unserer humanitären Tradition» (Nationalrätin Barbara Schmid-Federer, CVP), «Zum aktuellen Zeitpunkt erschreckend» (Nationalrätin Bea Heim, SP), «Brandgefährlich» (Nationalrätin Doris Fiala, FDP), «Blochers Bewegung entlarvt sich als rechtsextrem» (Beat Meiner, Schweizerische Flüchtlingshilfe), «Wahlkampf» (*Tages-Anzeiger*), «Schande» (*Schweiz am Sonntag*).

Eine breite Phalanx von Gegnern hat sich in die politischen Schützengräben geworfen, um eine Vorlage zu bekämpfen, die noch gar nicht ausformuliert, geschweige denn lanciert wurde. Ein Szenario, das an den Kalten Krieg erinnert. Eine Debatte soll abgewürgt werden, bevor sie überhaupt begonnen hat. Die verbale Kraftmeierei zeugt von argumentativer Schwäche, aber auch von einer geistigen Erstarrung, die nicht bloss undemokratisch, sondern auch dumm ist. Denn es ist längst unübersehbar, dass im Asylbereich vieles schief läuft.

Nirgendwo klaffen Theorie und Praxis so weit auseinander wie im Asylwesen, auf eidgenössischer wie auf europäischer Ebene. Die Geschichte der Familie Jneid, die auf einer Odyssee durch Europa ihr ungeborenes Kind verloren

hat (siehe Seite 18), liefert ein eindrückliches Anschauungsbeispiel. Das Dubliner Abkommen, das die Zuständigkeiten klar regelt und von unseren südlichen Nachbarn einfach ignoriert wird, ist offenbar das Papier nicht wert, auf dem es geschrieben steht. Allerdings sind die Jneids, bei aller Sympathie und Tragik ihrer Geschichte, keine Verfolgten im Sinne des Asylgesetzes.

Die Jneids hatten in Libyen eine relativ sichere Bleibe. Jedenfalls waren sie nicht mehr an Leib und Leben bedroht als sechs Millionen andere Menschen in Libyen, die wir nicht alle aufnehmen können. Ausschlaggebend für ihre gefährliche Reise übers Mittelmeer waren wirtschaftliche Gründe. Eine individuelle Verfolgung machen sie selber nicht einmal geltend. Verfolgt im Sinne des Gesetzes sind die wenigsten, die in Europa ein Asylgesuch stellen. Wirtschaftliche Überlegungen stehen fast immer im Vordergrund.

Dass Menschen in Krisenzeiten auswandern, ist nicht verwerflich, dass sie es notfalls mit allen Tricks versuchen, menschlich nachvollziehbar. Aber man sollte ehrlich sein. Und man darf die Kehrseite der Medaille nicht ignorieren. Wer den Immigranten aus Afrika die Aufnahme in Europa erleichtert, nimmt billigend in Kauf, dass immer mehr die halsbrecherische Überfahrt riskieren und dabei sterben. Wer die Grenzen öffnet, hat zu verantworten, dass oft unverträgliche Gesellschaftsformen, Religionen und Wertvorstellungen willkürlich aufeinanderprallen. Und dies führt, wie die Geschichte uns lehrt, langfristig unweigerlich zu explosiven sozialen Konflikten. Es gibt kein Menschenrecht auf freie Wahl der Niederlassung.

Wenn Gesetze und Vorstellungen nicht mehr mit der Realität übereinstimmen, muss man sie ändern, vielleicht radikal ändern. Das heisst nicht, dass wir uns abschotten und dem Elend in dieser Welt verschliessen. Im Gegenteil. Wir müssen vielmehr nach Wegen suchen, um die Migration, die bis zu einem gewissen Grad natürlich und fruchtbar ist, in geregelte Bahnen zu lenken, Gewaltflüchtlings vor Ort allenfalls noch besser zu helfen. Es kann auch sinnvoll sein, Entwicklungs- und Migrationspolitik zu kombinieren. Dabei darf es keine Tabus geben. Die SVP postuliert eine radikale Neudefinition des Asylbegriffs. Dieser Ansatz ist richtig. Was am Ende herauskommt, ist offen. Entscheiden soll man nie am Anfang, sondern immer erst am Ende der Debatte.

Mehr zum Thema: Seite 18, 22

Einsame Insel



Johnny Depp, Pirat privat.

Das beliebte Fragespiel «Welche drei Bücher würden Sie mitnehmen auf eine einsame Insel?» ist ja insofern illusorisch, als es die einsame Insel seit Robinson Crusoe kaum mehr gibt, ausser man besitzt eine. Wie einst der Griechenkrösus Onassis und sein Liebesnest Skorpion in der Ägäis und Marlon Brando, der das wahre Leben in seinem polynesischen Südseeparadies Tetiaroa lebte. Oder der Zauberer Copperfield, der sich auf seinem Bahamas-Inselchen zum Verschwinden bringt, während der Billigflugpionier Richard Branson vor den Massen auf eine Jungfraueninsel flüchtet.

Und wie Johnny Depp, 51, der bei den Dreharbeiten zum Film «Pirates of the Caribbean» auf den Gedanken kam. Vor zehn Jahren kaufte er sich das Eiland Little Hall's Pond Cay auf den Bahamas: 18 Hektaren Mutterseelenalleinsein für 3,6 Millionen Dollar mit sechs Buchten und Stränden. Sein nächster Nachbar Eddie Murphy bezahlte schon dreimal mehr für sein Refugium.

Depp steuert sein Paradies mit der 50-Meter-Jacht «Vajoliroja» an, deren Name sich aus den Kürzeln seiner Ex-Gefährtin Vanessa Paradis, von Johnny selber und den Kindern Lily Rose und Jack zusammensetzt; inzwischen begleitet ihn jedoch Amber Heard (28, berühmt aus «Zombieland»). Sobald er von Bord geht, spürt er «die sofortige Freiheit, und die Pulsfrequenz sinkt um 20 Schläge». Es ist eine Art sicherer Hafen für einen, der als Kind alle paar Monate die Wohnung wechseln musste. Er «schnorchelt mit den Barrakudas», er spielt Gitarre (er war ursprünglich Rockmusiker), er malt, und er liest im Schatten der Palmen und nachts im Solarstrom-Licht, aber, und hier sind wir zurück bei der Eingangsfrage: Was liest ein vom Schicksal verwöhnter Schauspieler auf seiner privilegierten Insel? Es gibt Hinweise, dass es keine Drehbücher sind. Letztes Jahr gab Depp einen bisher unbekanntes Roman des Folksängers Woody Guthrie heraus. Depp hat ausgerechnet, dass etwa die Hälfte aller Sätze, die er in seinem Erwachsenenendasein geredet hat, vorgestanzte Gespräche waren, gelernte Rollen, und äusserte, dass er darüber erschrocken sei, ein halbes Leben ein Fremder gewesen zu sein. Peter Hartmann

Reisefieber

Von Wolfgang Koydl — EU-Chef Barroso ist Europas grösster Spesenritter.

Mal ehrlich, wer will denn schon in Brüssel leben? Dauerstau auf den Ring-Boulevards, stinkende Frittenbuden an allen Ecken, und vom Wetter wollen wir gar nicht reden. Verständlich, wenn gerade Südländer, die es beruflich in die Europametropole verschlagen hat, immer wieder die Sehnsucht nach sonnigen, lebenslustigen Gefilden packt.

Als ganz besonders reisefreudig hat sich nun der allerhöchste Berufseuropäer entpuppt:



Pro Tag 1700 Euro: EU-Spitzenmann Barroso.

José Manuel Barroso, sowohl Portugiese als auch Präsident der EU-Kommission, stellte an Reisefreude all seine Kollegen weit in den Schatten – selbst jene, die von Amts wegen eigentlich ständig auf Achse sein müssten.

Sage und schreibe 648 336.72 Euro gab der Spitzenbeamte im Jahr 2012 für Flüge, Hotels, Bahnfahrten, Limousinen und die eine oder andere Mahlzeit aus – 1700 Euro pro Tag. Es sei aber auch viel los gewesen, murrte einer seiner Sprecher, als man ihn mit den Zahlen konfrontierte. Gipfel in den USA und in Mexiko, in Rio und in Asien. Nicht zu vergessen, dass Barroso unbedingt seinen Entwicklungshilfekommis-sar Andris Piebalgs nach Tansania begleiten musste. Schliesslich stand viel auf dem Spiel, ging es doch um die «Stärkung des politischen Dialogs und den Start eines Programms zur Armutsbekämpfung».

Eigentlich war fürs Ausland ja die zutreffend sogenannte Aussenbeauftragte Catherine Ashton zuständig. Doch ihre Spesenrechnung betrug nur wenig mehr als ein Drittel von der ihres Chefs. Heisst das nun, dass sie ihre Arbeit nicht gut machte? Dass sie sich in Brüssel wohlfühlte? Als Britin sind ihr ja sowohl Pommes als auch Regen vertraut.

Barroso freilich hat sein Geld wohl nur falsch ausgegeben. Für 1700 Euro am Tag hätte er in Lissabon leben und täglich nach Brüssel pendeln können. Erster Klasse, versteht sich.

Behindert? Okay!

Von Alex Reichmuth — Werden Menschen mit Handicap diskriminiert? Ach wo.

In der Schweiz zählt man doppelt so viele Neugeborene mit Trisomie 21 wie vor zehn Jahren. Gab es 2003 noch 40 Geburten mit Trisomie 21 (Down-Syndrom), waren es 2012 bereits 89. Lange Zeit galt das steigende Durchschnittsalter der Gebärenden als Grund für die Zunahme. Denn je älter eine Frau ist, desto wahrscheinlicher kommt ihr Kind behindert zur Welt.

Doch diese Erklärung greift zu kurz: Heute bekommt niemand mehr ein Kind mit Trisomie 21, der es nicht will. Viele Schwangere treiben ab, wenn ein pränataler Test beim Fötus das Down-Syndrom anzeigt. Gemäss Ärzten entscheiden sich aber immer mehr werdende Mütter und Väter gegen einen Abbruch, wenn sie mit der Diagnose Down-Syndrom konfrontiert sind. Oder sie verzichten von vornherein auf vorgeburtliche Tests, was auf das Gleiche hinausläuft: Ein Kind mit Trisomie 21? Okay!

Integration überall

Diese Akzeptanz zeigt vor allem eines: Das Lamento, unsere Gesellschaft diskriminiere Behinderte, ist falsch. Im Gegenteil: Noch nie wurde so viel getan, um geistig und körperlich Benachteiligte zu integrieren. Vor Einkaufsläden finden sich derart viele Parkplätze für Rollstuhlfahrer, dass sie meistens leer stehen. Bei neuen SBB-Waggons werden jahrelange Lieferverzögerungen in Kauf genommen, um sie auch im hintersten Winkel behindertengerecht zu gestalten.

Schulen nehmen Kinder mit Handicap vermehrt in Regelklassen auf – ob in jedem Fall zu ihrem Nutzen, sei dahingestellt. Am deutlichsten erkennt man die tolerante Haltung Behinderten gegenüber in der Sprache. War früher bei Menschen mit Trisomie 21 noch herablassend von «Möngis» die Rede, hört man diese Bezeichnung heute allenfalls noch auf einigen Pausenplätzen. Bei so viel Akzeptanz und Förderung ist es für werdende Eltern schlicht einfacher, sich an den Gedanken eines behinderten Kindes zu gewöhnen.

Allerdings hapert es an der Einsicht, dass wir uns für unser Verhältnis zu Behinderten absolut nicht schämen müssen. Das Kantonsparlament Baselland erachtet die Situation gar als so schlimm, dass es per Standesinitiative verlangte, in der Schweiz die Diskriminierung von Behinderten unter Strafe zu stellen. Zum Glück hat der Nationalrat nein gesagt.

Staatslust

Von Rico Bandle — Einst mahnte die Obrigkeit zur Keuschheit, heute tut sie das Gegenteil.

Ausweichen ist nicht möglich. An jeder Wand prangen zurzeit grossformatige Plakate mit kopulierenden Menschen. Männlein mit Weiblein, Männlein mit Männlein, Weiblein mit Weiblein. Mit dieser Kampagne will das Bundesamt für Gesundheit im Namen der Aids-Prävention «Lust auf unbeschwerter Lust» (Eigenbeschrieb) machen; auf der dazugehörigen Inernetseite werden die Besucher aufgefordert, einem Manifest zuzustimmen, in dem es unter anderem heisst: «Ich lebe, wie es mir gefällt, und liebe, wen ich will. Denn ich habe nur dieses eine Leben.»

Einst hat die Obrigkeit unter Androhung des Höllenfeuers zu ausserehelicher Enthalt-samkeit gemahnt. Heute ist das Gegenteil der Fall: Der Staat betreibt Bordelle (Sexboxen in Zürich) und propagiert an Plakatsäulen unter dem Deckmantel der Aids-Prävention Sex in allen denkbaren Variationen.

Wenn sich der Staat in den intimsten Bereich der Menschen einmischt, so ist das nicht nur Ausdruck für überbordenden Interventionis-



In der Intimzone: Stop-Aids-Kampagne.

mus, sondern oft auch unfreiwillig komisch: Bei den Zürcher Sexboxen sollen sich dem Vernehmen nach oft mehr staatlich alimentierte Prostituiertenbetreuerinnen aufhalten als Prostituierte. Dass bei der Stop-Aids-Kampagne im Namen der Gleichbehandlung auch Lesben dazu aufgefordert werden, ein Kondom zu benutzen, ist ein gefundenes Fressen für jeden Spötter.

Nichts zu lachen ob dieser zwei Millionen Franken teuren Kampagne haben all jene, die die pornografisch anmutenden Sujets nicht dauernd vor Augen haben möchten. Zum Beispiel Eltern, die plötzlich im Tram ihren Kindern erklären sollen, weshalb sich auf dem Plakat draussen zwei nackte Männer die Zunge in den Mund stecken. Dabei gäbe es für die Beamten nur eine einfache Regel zu befolgen: Die Intimzone ist Privatsache.

Personenkontrolle

Romer, Müller, Bossard, Müller, Hobbes, Darbellay

Neues aus Zug: Der ehemalige Vorsteher des städtischen Finanzdepartements **Ivo Romer** (FDP) trat Ende 2012 zurück, nachdem die *Weltwoche* ein Strafverfahren gegen ihn publik gemacht hatte. Er soll einer über neunzigjährigen Dame, die er als Vermögensverwalter betreute, mehrere Millionen entwendet haben. Der Fall hat eine politische Dimension: Mehrfach hatten die Nachkommen die Vormundschaftsbehörde der Stadt einzuschalten versucht, stiessen aber auf taube Ohren. Diese Behörde untersteht dem Stadtrat, dem Romer selbst ab 2010 angehörte und dem Stadtpräsident **Dolfi Müller** (SP) vorsteht. Müller hatte im Juni 2008 die Nachkommen in einer Verfügung wissen lassen, Romer habe der Behörde «Einblick in



Taube Ohren: Ex-Finanzvorstand Romer.

die gesamten Vermögensverhältnisse» seiner Klientin gewährt und es bestehe kein Handlungsbedarf. Zu dem Zeitpunkt hatte Ivo Romer bereits mehrere hunderttausend Franken in bar abgehoben. Dennoch versicherte Müller schriftlich, dass Romers Angaben «anhand der Saldoauszüge der Bank überprüft und als wahrheitsgemäss zur Kenntnis genommen werden» konnten. Am vergangenen Dienstag stellte die parlamentarische Untersuchungskommission (PUK) des Zuger Gemeinderats ihren Bericht zu dem Fall vor. Sie übt zwar hier und dort milde Kritik an einzelnen Akteuren, kommt aber insgesamt zum Schluss, der Stadtrat habe Ivo Romer «keinen Persilschein» ausgestellt. Merkwürdig ist nur: Von den Unterlagen, aufgrund deren Müller und seine Beamten erkannt haben wollten, dass Romers Aussagen «wahrheitsgemäss» waren, fehlt jede Spur. Der zuständige Stadtrat, Sozialvorsteher **Andreas Bossard** (CSP), versichert: «Wir hatten gar nie Bankakten.» Und Müller weist darauf hin, dass auf «Saldoauszügen» einzelne Transaktionen nicht ersichtlich seien. Die Zuger Magistraten werfen mehr Fragen auf, als sie beantworten. (fsc)

Kaum ein Parlamentarier hat es so mit den Zahlen wie Nationalrat **Philipp Müller**: Der FDP-Präsident betet vor allem in Ausländer-



«Naturgesetze»: FDP-Präsident Müller.

fragen Statistiken rauf und runter. Als der forschfreisinnige Unternehmer kürzlich einen Exkurs in die Staatsphilosophie wagte, traf er aber bei einem Ausländer weit daneben. «Auch in der Wirtschaft gelten Naturgesetze. Und diese geben seit 500 Jahren Thomas Hobbes recht: Wohlstand gibt's nur bei Arbeit und Sparsamkeit», schrieb er in der *NZZ*, deren Korrektorat auch schon bessere Zeiten gesehen hat. Der englische Philosoph **Thomas Hobbes** lebte von 1588 bis 1679, sein Hauptwerk «Leviathan» (in dem es nicht um Arbeit und Sparsamkeit geht) erschien 1651. Das macht dann eine Abweichung von präzise 27,4 Prozent. (sär)

Gar nicht mit den Zahlen hat es der Präsident der CVP Schweiz, Nationalrat **Christophe Darbellay**. Bei den Wahlen von 2011 habe seine Partei «mit Erfolg auf Sitze fokussiert» (zur Erinnerung: Die Sitzzahl der CVP schrumpfte im Nationalrat von 31 auf 28 und im Ständerat von 15 auf 13), schwadronierte er im Interview mit dem *Sonntagsblick* und in allen anderen Medien, die sich am Sonntag die eigenen Recherchen sparen: «Wir haben aber das Ziel des Wähleranteils zu wenig beachtet.» Nachdem dieser 2011 von 14,5 auf 12,3 Prozent einbrach, wolle die CVP im nächsten Jahr «zwei Prozent zulegen – auf mindestens 14,3 Prozent». Hat der Parteipräsident, als Letzter der Welt, da gerade den Sinn von Proporzahlen entdeckt: einen möglichst hohen Wähleranteil (der sich allerdings nicht wünschen lässt)? Oder wollte er einfach schauen, mit wie blöden Sprüchen sich am Sonntag Schlagzeilen und Nachrichten machen lassen? (sär)



«Auf Sitze fokussiert»: CVP-Präsident Darbellay.

Nachruf



Erfinder und Tüftler: Franz Völkl.

Franz Völkl (1927–2014) — Fischer, Kneissl, Salomon, Marker, Völkl. Das sind nicht nur Markennamen, die den alpinen Skirennsport in den letzten Jahrzehnten prägten. Dahinter stehen Persönlichkeiten mit Vornamen: Pepi, Franz, Georges, Hannes und noch einmal Franz. Sie waren die Pioniere in einem boomenden Markt. Pepi Fischer ist der Einzige, der noch lebt, seit Franz Völkl letzte Woche in Straubing im Alter von 87 Jahren gestorben ist. In Straubing, wo Völkl's Grossvater Georg ab 1873 Kutschen baute, Vater Franz 1923 erste Ski produzierte und wo diese trotz Globalisierung auch heute noch hergestellt werden.

Franz Völkl jun. übernahm die Firma 1952 von seinem Vater und machte sie zu einem der bedeutendsten Skihersteller der Welt. Aus einer Werkstatt mit 30 Mitarbeitern machte er eine Fabrik, die zeitweise 850 Menschen beschäftigte. Völkl war Erfinder und Tüftler, der seine Ski meist selber testete. Dass er es schaffte, mit der Konkurrenz mithalten, verdankte er der Erfindung des «Renntigers», eines Metallskis mit schwarzen Streifen, bei dem später erstmals Carbon eingesetzt wurde. Deshalb wurde Franz Völkl auch als Erfinder des modernen Rennskis bezeichnet. 1980 gewann Hanni Wenzel mit dem Renntiger die ersten Goldmedaillen. Für Tiefschneefans wichtiger: Ein Völkl-Mitarbeiter erfand 1993 den Breitski – indem er ein Snowboard entzweigte. 1992, nach drei schneearmen Wintern, geriet Franz Völkl in Schwierigkeiten. Er musste seine Firma verkaufen – an den Walliser Gregor Furrer in Baar. Heute gehört die Firma dem amerikanischen Jarden-Konzern. *Martin Born*

Das Mensch

Von Henryk M. Broder — Nach der Gleichstellung kommt jetzt die Diversifikation.



Vor fünfzig Jahren, also um 1960 herum, produzierte VW vier Modelle. Den Käfer (Typ 1), den VW 1500 (Typ 3), den Karmann-Ghia (Typ 14) – ein Coupé bzw. Cabriolet –, und

einen Kleintransporter (Typ 2), der als «Bulli» berühmt wurde. Heute stellt VW zwei Dutzend Modelle her, die es in über hundert Untervarianten gibt. Man nennt diese Entwicklung Diversifikation, sie findet in allen Bereichen statt, bei Autos, Computern, Kaffeemaschinen und Mobiltelefonen.

Nun hat die Diversifikation auch das Produkt Mensch erreicht. Einerseits werden die Menschen immer gleicher, egal, woher sie stammen («Kein Mensch ist illegal!») und was sie leisten («Bedingungsloses Grundeinkommen für alle!»). Andererseits wird immer stärker diversifiziert. Gab es vor fünfzig Jahren nur Frauen und Männer, so gilt die Geschlechtszugehörigkeit heute nicht als biologische Tatsache, sondern als ein «soziales Konstrukt». Man ist nicht Mann oder Frau, man wird erst im Laufe des Lebens dazu gemacht. Dementsprechend kann man es sich aussuchen, ob man Frau oder Mann oder etwas ganz anderes sein möchte. Auf Facebook ist vor kurzem eine Liste mit 56 neuen *gender options* erschienen. Macht alles in allem 58 Möglichkeiten, sich über das Geschlecht zu definieren.

Für junge Menschen, die angesichts dieser Vielfalt so überfordert sind wie vor 25 Jahren ein Bürger der DDR an der Käsetheke in einem Westberliner Feinkostladen, hat die Antidiskriminierungsstelle des Bundes ein «Portal für Trans*, Inter* und genderqueere Jugendliche» eingerichtet, das sich «an Menschen zwischen 12 und 27 Jahren» richtet, damit sich diese über ihr «Geschlecht» und ihre «Identität austauschen und informieren können»: «Wer bin ich, wer will ich sein?» Wer darüber mehr wissen möchte, als ihm ein Blick in den Spiegel verrät, dem «werden Anlaufstellen in ganz Deutschland empfohlen».

So weit, so gut. Wie aber werden demnächst Sportwettbewerbe aussehen? Reine Frauen- und Männermannschaften dürfte es nicht mehr geben. Werden dann die Agender gegen die Cisgender antreten? Die Bigender gegen die Pangender? Die Neither gegen die Neutrois?

Auch auf diese Fragen wird die Antidiskriminierungsstelle des Bundes mehr als eine Antwort finden.

Der argentinische Ausweg

Von Silvio Borner — Ein Staatsbankrott hilft Argentinien, durch Inflation und Abwertung des Peso die Krise zu überwinden. Mit dem Euro bleibt den Griechen diese Möglichkeit verwehrt.

Als kurz nach 2000 Argentinien seinen spektakulären und fünften Default produzierte, wurden die Kosten von der argentinischen Bevölkerung und den ausländischen Gläubigern geschultert. Erstere war als Wählerschaft mitverantwortlich für das Schlamassel, Letztere waren entweder zu naiv und zu risikofreudig, oder sie hatten sich bereits bei der Kreditvergabe mit hohen Risikoprämien abgesichert. Ein Staatsbankrott war auf Schuldner wie auf Gläubigerseite von Anfang an ein vorausehbares Risiko, weil es für Argentinien mit Sicherheit keinen Bail-out-Rettungsanker gab.

Das war und ist im Falle von Griechenland völlig anders. Hier stützt die EU Griechenland mit rein politischen (und rechtswidrigen) Krediten, um das Land vor dem Bankrott zu bewahren, in Tat und Wahrheit aber vor allem, um französische und andere Banken vor dem Konkurs zu schützen. Im Gegenzug wird Griechenland ein Sparkurs aufgezwungen. Neuerdings garantiert die Europäische Zentralbank (EZB) sogar griechische Schuldverschreibungen. Weil diese vorerst einmal in den Büchern privater Kreditgeber – vor allem Banken – stehen, hätte der Aufkauf durch die EZB eine doppelte Risikotransformation zur Folge: Das Risiko wird von privaten auf staatliche Gläubiger verschoben und von Ländern mit hohen griechischen Guthaben auf solche mit niedrigen. Bislang geschieht das alles nur auf dem Papier. Aber dabei wird es nicht bleiben. Die Griechen brauchen immer neue Kredite, wobei sie mit Sparen und Reformen Frau Merkel und Co. nur gerade so weit entgegenkommen, dass der Geldhahn nicht zugedreht wird.

Vorbild für Griechenland

Dies wiederum erhöht den Unmut in den seriösen Euro-Ländern, die immer mehr für das griechische Schuldendebakel mithaften. Die griechische Verschuldung lautet auf Euro, so dass die Griechen nicht mehr wie früher oder wie eben gerade jetzt wieder die Argentinier durch einen Staatsbankrott mit anschließender Inflation und Abwertung die Schuldenlast verringern und die preisliche Wettbewerbsfähigkeit verbessern können. Und eine interne Abwertung durch Preis- und Kostensenkung wird von Tag zu Tag wirtschaftlich, aber vor allem politisch unrealistischer. Damit verliert Griechenland laufend an preislicher Wettbewerbsfähig-

keit. Parallel dazu sinkt die Wahrscheinlichkeit, die ausländischen Schulden je zurückzahlen zu können. Dies führt früher oder später in eine offene Finanzkrise mit freiwilligem oder erzwungenem Austritt aus dem Euro-Raum.

Dies war der argentinische Ausweg aus dem Dollar-Raum vor einem guten Jahrzehnt. Ein solcher steht Griechenland allerdings nur dann offen, wenn es aus der Währungsunion austritt, die Drachme wieder einführt und sich auch den Euro-Ländern gegenüber als zahlungsunfähig erklärt. Auch Argentinien geriet beim letzten Default in Schwierigkeiten, nachdem es in den 1990er Jahren den Peso einseitig an den Dollar gebunden hatte und so eigentlich in den Dollar-Raum eingetreten war. Aber ohne Vertrag mit oder Garantien seitens der USA. Es war daher eine einseitige Fixierung des Peso an den Dollar. Um glaubwürdig zu sein, musste die volle Konvertibilität von Pesos in Dollars auch im Inland garantiert werden. Dies zwang die argentinische Nationalbank, ausreichende Dollarreserven zu halten. Gleichzeitig betrieb Argentinien – wie später Griechenland – eine unverantwortliche Ausgaben- und Schuldenpolitik. Diese wurde so lange durch Geldschöpfung in Pesos finanziert, bis eines Tages die Konvertibilität schlagartig aufgehoben werden musste. Die darauffolgende Aufhebung der fi-



nen Parität zum Dollar war jedoch eine ganz einseitige argentinische Aktion.

Griechenland hingegen hat keine eigene Währung mehr und benötigte daher immer mehr Euro-Kredite. Im Fall von Argentinien hatten die Amerikaner weder eine Pflicht noch ein Interesse an der Verteidigung des Peso. Argentinien musste (und durfte) seine Probleme also eigenständig ausbaden. Für Griechenland haften inzwischen über den Umweg der EZB die Steuerzahler der übrigen EU. Doch Griechenland war und bleibt für den Euro zu schwach und wird früher oder später den Euro aufgeben müssen oder wollen. Argentinien scheint einmal mehr inflationieren und abwerten zu müssen, Griechenland scheint es nicht zu dürfen. Schlimm ist beides für die betroffene Bevölkerung.

Die Moral von der Geschichte ist einfach: Zu hohe Staatsschulden enden im Staatsbankrott. Verantwortlich dafür sind die Politiker in Athen und Buenos Aires und nicht die «Aasgeierfonds» in New York.

Barack Obamas Unvermögen

Von Hansrudolf Kamer — Drei Monate vor den Kongresswahlen ist die amerikanische Politik festgefahren. Die Republikaner sind zerstritten. Die Demokraten leiden unter Obamas wachsender Unbeliebtheit.



Nichts geht mehr in Washington. In den letzten Wochen strapazierte der Skandal über die Inkompetenz und die Vertuschungsversuche im Veteranenministerium die Geduld der Wähler. Dann folgte die

Grenzkrise im Südwesten mit der unkontrolliert starken Einwanderung von Kindern und Jugendlichen aus Zentralamerika.

Schliesslich wurde bekannt, dass viele Festplatten der Steuerbehörde defekt waren, die gebraucht worden wären, um die gezielte Drangsalierung konservativer Gruppen zu untersuchen. Eine Serie von Urteilen des Obersten Gerichtshofes gegen Ernennungen Obamas in der Kongresspause und Bestimmungen der Gesundheitsreform («Obamacare») bezüglich Geburtenverhütung ergänzten das desolatte Bild.

Obamas Umfragewerte sind im Keller, und es wäre für die Republikaner an sich recht einfach, ein Kontrastprogramm aufzuzeigen. Eigentlich sollten sie bei den Kongresswahlen im Herbst einen deutlichen Wahlsieg einfahren. Doch sind auch sie nicht in Form. Das von ihnen dominierte Repräsentantenhaus scheiterte kurz vor dem Wochenende beim Versuch, etwas gegen die Einwanderungskrise zu tun.

Unklare Signale aus Washington

In den vergangenen acht Monaten sollen mehr als 50 000 Kinder und Teenager aus Honduras, El Salvador und Guatemala ohne Begleitung von Eltern die Grenze nach Texas, Arizona und Kalifornien überschritten haben. Dazu kommt eine Anzahl Mütter mit ihren Kindern. Die Auffanglager sind überfüllt. Die Flüchtlinge – deren Eltern – bezahlen Schlepper, die sie durch Mexiko bis an die amerikanische Grenze schleusen. Die mexikanischen Behörden schauen dem Treiben zu.

Über die Ursachen streiten sich Politiker und Gelehrte. Die misslichen Verhältnisse in den Ursprungsländern sind sicher ein Grund, aber dieser ist beileibe nicht neu. Wichtiger sind unklare Signale aus Washington über die aktuelle und künftige Einwanderungspolitik.

Von den Führern der genannten drei Länder verlangte Obama vor zwei Wochen, sie sollten ihre Landsleute darüber aufklären, dass die Kinder keinen Anspruch auf humanitäre Hilfe

oder politisches Asyl hätten und deportiert würden. Doch die Rückführungen stocken, weil die Gerichte, die darüber entscheiden, überlastet sind und zuerst den grossen Überhang aus dem vergangenen Jahr abarbeiten müssen.

So hat in Ermangelung eines Besseren der Gouverneur von Texas, Rick Perry, tausend Nationalgardisten aufgeboten und an den Rio Grande geschickt. «Grenzen dicht!» ist populär in beiden Parteien. Perry ist vielleicht wieder Kandidat für die Präsidentenwahlen 2016 und will sich profilieren. Im Kongress konnten sich die Republikaner nicht einigen, und die Demokraten im Senat brachten nichts zustande. Obama musste einräumen, dass die nach seiner Wiederwahl hochgemut angekündigte Reform der Einwanderungsgesetzgebung endgültig gescheitert war.

In Washington interessiert im Grunde nur, wer aus dieser Blockade Profit zieht. Vordergründig spielt das immer noch den Republikanern in die Hände, obwohl Tea-Party-Protagonisten immer wieder die Taktik der Parteiführung unterlaufen. Obama war 2012 mit starker Unterstützung der Latinos gewählt worden. Diese machen etwa 16 Prozent der Bevölkerung und 10 Prozent der Wählerschaft aus.

Obamas Unvermögen, die versprochene Amnestie für die Millionen von illegal in den USA

lebenden Hispanics durchzusetzen, macht vor allem den Demokraten das Leben schwer und wiegt den Widerstand republikanischer Hitzköpfe auf. Dabei gäbe es in beiden Parteien genügend besonnene Politiker, die für eine Reform zu haben wären.

Um dieses Reservoir der Vernunft für eine Reform nutzbar zu machen, brauchte es einen Präsidenten, der es verstünde, seine eigenen Gipfelstürmer zu beruhigen und genügend Unterstützung in der Gegenpartei für sich zu gewinnen. Das ist geradezu das Markenzeichen jedes erfolgreichen Präsidenten, ob Republikaner oder Demokrat.

Der Truman-Effekt

Eine Umfrage diesen Sommer ergab eine Mehrheit für die Ansicht, Obama sei der schlechteste Präsident der vergangenen siebzig Jahre. Das Verdikt ist nicht sehr schmeichelhaft.

Es gab in der amerikanischen Geschichte Präsidenten, die unpopulär waren, weil sie unpopuläre, aber notwendige Massnahmen durchsetzten. Das Paradebeispiel ist Harry («The buck stops here») Truman (1945–1953), der unbeliebteste Präsident, seit es Umfragen gibt. Doch wird er nun wegen seiner Leistungen – Nato-Strategie, Berliner Luftbrücke, Marshallplan, Koreakrieg – als einer der besten im 20. Jahrhundert eingeschätzt.

Und dann gab es Präsidenten, die sich über ihre Rolle im Weissen Haus nie im Klaren waren. Jimmy Carter (1977–1981) präsierte über eine Abfolge von Desastern – die Geiselkrise in Teheran, die Sowjetpolitik, die Energiekrise, Stagflation. Obama läuft Gefahr, in diese Kategorie abzurutschen. Noch kann er auf den Truman-Effekt hoffen. Doch es ist spät geworden. Viel Zeit bleibt ihm nicht.



«Der schlechteste Präsident der letzten siebzig Jahre»: US-Präsident Obama im Umfragetief.

Kleingeister und Grossgeister

Von Christoph Mörgeli

Europa und die Welt verändern sich.» Mit solchen Plattitüden, bei denen man auch vor tausend Jahren nicht falschlag, stimmte uns der Chefredaktor der *Neuen Zürcher Zeitung* auf den Nationalfeiertag ein. Es sei irrig, «auf die Kraft des einzelnen Staates zu setzen». Auch die *NZZ* und deren Exponenten verändern sich. Noch am 1. August 1941 proklamierte ein FDP-Bundespräsident und späterer *NZZ*-Verwaltungsrat: «Herrgott, ist es schön, Schweizer zu sein!»

Kleingeister seien keine Sieger, schreibt der Grossgeist Markus Spillmann. Ungemeint gemeint ist damit der Kleingeist Christoph Blocher – gemäss *NZZ* das personifizierte Gegenteil der «weltoffenen, exportorientierten und pragmatischen Schweiz». Dennoch ist nicht ganz auszuschliessen, dass Blocher in seinem Leben mehr exportiert hat als *NZZ*-Chefredaktor Spillmann. Wenn Letzterer Etatismus, Bürokratie und Umverteilung beklagt, sind das zwar schön tönende Gemeinplätze. Entscheidend bleibt die konkrete Politik: Im Falle der FDP-Grossgeister heisst sie Unterstützung von Mehrwertsteuererhöhungen, Mutterschaftsversicherung, flankierenden Arbeitsmarktmassnahmen und planwirtschaftlicher Energie-Ideologie.

Die SVP vertrete die «ewiggleiche Auffassung», die Schweiz sei «eine Insel im Meer der Stürme». Wäre es völlig anders, müsste der *NZZ*-Chef immerhin erklären, weshalb jedes Jahr weit über hunderttausend Zuwanderer und Asylbewerber auf dieses Eiland strömen. In «dynamisierten Abkommen» mit der EU – sprich institutioneller Einbindung und Anerkennung fremder Richter – sieht die *NZZ* ein probates Mittel zu Liberalisierung und Entbürokratisierung. Nur Kleingeister können einwenden, gerade die Übernahme der EU-Regeln führe zu höherer Staatsquote, Schuldenbergen und Verdoppelung der Mehrwertsteuern.

Tatsächlich ist der hiesige Wohlstand «kein Naturereignis». Er ist aber auch nicht das Ergebnis von blutlosen Floskeln ideenloser Chefredaktoren. Der hiesige Wohlstand setzte ein, sobald sich die Schweiz die Unabhängigkeit von ausländischen Einflüssen, Erpressungen und Plünderungen erkämpft hatte. Der 1. August böte Anlass, an die geschichtlich erkämpfte Unabhängigkeit gegen aussen zu erinnern. Die von der *NZZ* geforderte «Beitrittsfähigkeit» der Schweiz zur EU ist ein allzu bescheidenes Ziel. Auch Rumänien war beitrittsfähig.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Harte Zeiten für Putin-Versteher

Von Peter Bodenmann — Der russische Präsident hat sich geirrt: Die EU ist kein Papiertiger.



Wir sind mindestens drei Schuhnummern zu klein: Russlands Präsident Putin.

Die Sowjetunion implodierte, weil sie unproduktiv war. Die Gründe des Niedergangs waren zu viel Bürokratie, zu wenig Demokratie und fehlende Transparenz.

Die Oligarchen rissen sich ohne grosse unternehmerische Leistungen die Reichtümer der einstigen Sowjetunion unter den Nagel. Die Aktionäre von Yukos sollen für diese Abzockerei aufgrund eines erstinstanzlichen Schiedsspruches mehr als 45 Milliarden Franken erhalten.

In Russland, in der Ukraine und anderswo bekämpfen sich unterschiedliche Fraktionen von Polit-Oligarchen. Solche, die die Macht haben, und andere, die die Macht wollen.

Amerika und die EU unterstützten den widerrechtlichen Maidan-Putsch des Schokoladen-Oligarchen Petro Poroschenko. Die Russen hatten zu Recht Angst, ihre Kriegshäfen auf der Krim zu verlieren – und besetzten völkerrechtswidrig die Halbinsel.

Zurzeit torkelt die Welt wegen und mit den russischen und ukrainischen Oligarchen in Richtung eines immer schwerer zu kontrollierenden Konfliktes.

Irrtum 1 — Putin glaubte, die EU sei zu Sanktionen nicht fähig.

Irrtum 2 — Die EU glaubt, Putin werde aufgrund von Sanktionen nachgeben. Doch Russland hat mit China mittelfristig eine ökonomische und machtpolitische Alternative. Und

steigende Gaspreise würden kurzfristig allen schaden – ausser Russland.

Wenn der deutsche Altkanzler und Gazprom-Mann Gerhard Schröder nicht bald alle an einen Tisch und zur Vernunft bringt, kommen auf die russischen Oligarchen in der Schweiz harte Zeiten zu. Bisher waren Vekselberg und Konsorten als Aussenstationen geduldete Bestandteile des Systems Putin. Mit Banker Joe Ackermann und Botschafter Thomas Borer als gutbezahlten helvetischen Kühlerfiguren.

Wenn sich der Konflikt verschärft, wird die EU nicht zulassen, dass die Schweiz ein Putin-Stübli bleibt. Daran wird der Einsatz des russophilen Filippo Lombardi genauso wenig ändern wie die Petition des slawophilen Oskar Freysinger.

In der Schweiz verbreiten die rechten Chaos-Politiker weiter Illusionen: Die EU müsse in Sachen Personenfreizügigkeit verhandeln, obwohl das nirgendwo geschrieben steht. Und die Schweiz solle nur noch Flüchtlinge aufnehmen, die direkt mit dem Flieger aus Somalia oder Aleppo in Kloten landen. Und Sanktionen seien eh kein Thema.

Wir sind mindestens drei Schuhnummern zu klein, um so auf der Nase unserer Nachbarn herumzutanzten.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Grossmacht Eidgenossenschaft

Von Kurt W. Zimmermann — Wie die Schweiz zur Supermacht wurde: die Geschichte eines sommerlichen Medienfurzes.

Christian Girardi ist ein Freund aus meiner zweiten Heimat Südtirol. Christian Girardi ist schuld daran, dass sich die Schweiz diesen Sommer von einem Kleinstaat in eine Grossmacht verwandelte.

Alles begann letzte Woche mit einem Artikel im Gratisblatt *20 Minuten*. Die Schlagzeile tönte: «Südtirol will zur Schweiz gehören».

Grund für den bevorstehenden Staatswechsel Südtirols war ein Symposium, das Freund Girardi für diesen Herbst organisierte. Es geht um Fragen von Föderalismus und Demokratie in Europa. «Kanton Südtirol – Utopie oder Modell?» heisst der Titel der Tagung.

Die schnellen Jungs von *20 Minuten* verkürzten das Thema der Tagung rasant. Ihre Schlagzeile: «Südtirol will zur Schweiz gehören».

Und jetzt ging's los.

Im Print wie online stürzten sich nun die Journalisten auf den Anschluss einer italienischen Provinz an die Eidgenossenschaft. «Auf in die Schwyz?» titelte die *Neue Südtiroler Tageszeitung*. «Il modello svizzero» prophezeite der *Corriere della Sera*. «Wird Südtirol Teil der Schweiz?», fragte der Staatssender Rai.

Natürlich gab es auch Kritik am bevorstehenden Anschluss. «Grossmachts-Phantasie» diagnostizierte die *Huffington Post* bei den Schweizern. «Grossmacht-Träume der Schweizer Nachbarn» erkannte die österreichische *Kronen-Zeitung*.

Wir können also die erste Lektion der Medienrealität zusammenfassen: Welchen Blödsinn du auch immer schreibst, dein Blödsinn geht um die Welt.

Nun machte *20 Minuten* den zweiten, zwingenden Schritt. Das Thema wurde ausgeweitet. «Nachzug» heisst das im Journalistenjargon. Das Blatt vermeldete nun die Tatsache, dass neben Südtirol auch Baden-Württemberg, Bayern, Sardinien, Vorarlberg und die Lombardei zur Schweiz möchten.

60 000 Leser beteiligten sich an der Umfrage, ob man Südtirol, Baden-Württemberg, Bayern, Sardinien, Vorarlberg und die Lombardei als Kantone in die Eidgenossenschaft eingliedern solle. Achtzig Prozent waren dafür.

Schnell war ausgerechnet, dass die Schweiz von heute 41 000 Quadratkilometern auf 170 000 Quadratkilometer wachsen würde. Das ist mehr als England und die Hälfte Deutschlands.

Natürlich schalteten sich nun all die allzeit bereiten Experten in die Mediendebatte ein. «Das würde die Schweiz zu einer der stärksten Wirtschaftsmächte in Europa machen», wuss-



«Utopie oder Modell?»: Ökonom Girardi.

te etwa der Schweizer Politologe Michael Hermann. «Die Schweiz ist ein kleines Paradies», wusste der deutsche Sozialpsychologe Christian Fichter.

Natürlich setzte es nun erneute Kritik an den helvetischen Expansionsplänen. «Die spinnen, die Schweizer! Alpenstaat will sich deutsche Bundesländer einverleiben», protestierte das Nachrichtenmagazin *Focus*.

Wir können also die zweite Lektion der Medienrealität zusammenfassen: Welchen Blödsinn du auch immer schreibst, dein Blödsinn geht um die Welt.

Noch kurz zur Realität. Die EU besteht aus zentralistischen Staaten wie Deutschland, Frankreich, Spanien und Italien. Über ihre ohnehin zentralistische Haltung haben sie zusätzlich den Super-Zentralismus Brüssels gelegt. Nichts hasst die Zentralgewalt EU mehr als föderalistische und regionalistische Bestrebungen. Brüssel erstickt das Selbstbestimmungsrecht der Völker, so wie es im Völkerrecht eigentlich festgeschrieben, aber nicht angewendet wird. Darum wird auch Südtirol weiterhin zu Italien gehören. Sonst könnte dieses Signal auch von Katalanen, Flamen, Bretonen, Korsen, Galiciern, Schotten oder Schlesiern gehört werden.

Darum wird auch, zum Bedauern von *20 Minuten*, leider nichts aus der angekündigten «Supermacht Schweiz».

Fehlbestellung

Von Beatrice Schlag — Von Eltern und ihren Wunschkindern.

Das australische Paar, das mehrere in vitro befruchtete Eizellen der künftigen Mutter von einer thailändischen Leihmutter austragen liess, war angeblich mit dem Ergebnis nur halb zufrieden. Denn von den Zwillingen, die die Thailänderin zur Welt gebracht hatte, war nur das Mädchen gesund. Der Junge leidet am Downsyndrom und an einem schweren Herzfehler. Die Wunscheltern beschlossen, nur das Mädchen mit nach Australien zu nehmen, und liessen die Leihmutter mit dem behinderten Zwillingenbruder im thailändischen Krankenhaus allein. Inzwischen lebt er mit der Familie der Leihmutter.



In der Nachricht, die in den letzten Tagen um die Welt ging, steckt alles, was einen am Thema Leihmutterchaft schockiert: Die Vorstellung der käuflichen Austragung von Babys, der Zynismus des Selektionsanspruchs und die Rücksichtslosigkeit, sich nicht zu kümmern, wenn der Nachwuchs nicht nach Wunsch gerät.

Die Geschichte wäre in der Tat erschreckend, wenn sie sich so zugetragen hätte. Aber wer alle verfügbaren Meldungen zusammenträgt, entdeckt reihenweise Widersprüche. Die australischen Eltern behaupten, den kranken Zwilling im thailändischen Spital gar nicht gesehen zu haben. Sie seien im vierten Schwangerschaftsmonat informiert worden, dass einer der Föten das Down-Syndrom habe. Daraufhin hätten sie dessen Abtreibung in Auftrag gegeben. Die Leihmutter wiederum sagt, sie habe erst im siebten Monat erfahren, dass einer der Zwillinge behindert sei. Zu diesem Zeitpunkt habe ihr Glaube – sie ist Buddhistin – ihr einen Schwangerschaftsabbruch unmöglich gemacht.

Was stimmt? Der australische Innenminister bemüht sich, der Leihmutter einen australischen Pass zu verschaffen, damit sie für Operationskosten nicht aufkommen muss. Er räumt allerdings ein, dass die Gesetze verschwommen seien. Dank Internet-Spenden wurden für die Herzoperation des Jungen bereits über 200 000 Franken gesammelt.

Wer sich aufregt, dass die Wunscheltern nur Interesse am gesunden Zwilling hatten: In der Schweiz entscheiden sich von den Schwangeren, die einem pränatalen Down-Syndrom-Test zustimmen, 95 Prozent für einen Schwangerschaftsabbruch, wenn das Ergebnis positiv ist.

Leserbriefe

«Was Pipilotti Rist hier geleistet hat, ist saubere Schweizer Qualitätsarbeit.» *Markus Spycher*

Auf den Liegestühlen dieser Welt

Nr. 30/31 – Titelbild zu «Kraftorte der Schweiz» von Pipilotti Rist

In diesem Outfit darf man das Wochenblatt in jedem Ferienresort auf der Welt unbedenklich auf dem Liegestuhl zurücklassen. Das Titelbild macht auch in jedem Kiosk eine gute Falle. Die bunten Streifenbilder, die Vielschichtigkeit andeuten, fügen sich zu einem prächtigen Farbteppich zusammen, auf dem jeder, der willens ist, erkennen kann, was unser Land als Ganzes zu einem Kraftort werden lässt: Wasserschloss, grüne Lunge, werktätige Hände. «Traumdestination Schweiz». Was Pipilotti Rist hier geleistet hat, ist anständige, solide und saubere Schweizer Qualitätsarbeit. Da gibt es nichts zu stänkern.

Markus Spycher, Bern

Schritt zur Einheitswährung

Nr. 30/31 – «Mein Kraftort ist die Nationalbank»; Interview mit Nationalbank-Präsident Thomas Jordan

Thomas Jordan sagt: «Die Weltwirtschaft ist in einer Phase der Erholung.» Wo gibt es Erholung? Koordinierte Staatsmonopolisierung im Westen und damit verbundene monetäre Verflachung, an der sich die Nationalbank beteiligt, wird als Haushaltsstabilisierung bezeichnet, ist aber eine Zerstörung der freien Marktwirtschaft, also der Freiheit an sich. Die Wechselkursstabilität, das heisst die Anbindung des Frankens an den Euro, wird uns mit



«Gute Falle»: Weltwoche-Titelbild von P. Rist.

der Begründung der «starken Überbewertung» des Frankens verkauft, ist aber ein verdeckter Schritt zu einer Einheitswährung. Gedrucktes Papier wird so zum «Realwert». Man hat nichts aus der Krise von 2007 gelernt! *Bruno Ackermann, Adligenswil*

Obamas «Sanktönchen»

Nr. 30/31 – «Gestörte Sommerferien»; Kolumne von Hansrudolf Kamer

Man erinnere sich: In seinem Frust über den Verlust der Krim, wo er bereits seine Nato-Schiffe in Sewastopol gesehen hat, hat Präsident Obama versprochen, dass Präsident Putin das teuer zu stehen komme. Wie immer hat ein Amerikaner keine Ahnung von seinen ausländischen Partnern und Gegnern und kann deshalb auch in diesem konkreten Fall nicht abschätzen, welchen Preis die Krim Russland wert ist. Russland ist aber die Krim jeden Preis wert. Hat Obama sich überhaupt überlegt, dass angesichts dieser Tatsache seine «Sanktönchen» für Russland absolut tragbar sind und Putin höchstens nahelegen, sich zu überlegen, welchen Preis ihm Noworossija wert wäre? Abgesehen davon – diesen «Sanktionenpreis» zahlt ausser Russland ebenfalls die EU, und dies noch in einem höheren Masse als Russland, ohne dass die EU etwas anderes dafür einhandelt als eine Zunahme der Arbeitslosigkeit und eine Abnahme eigener Konkurrenzfähigkeit gegenüber den USA. Hängt die EU wirklich so stark von den USA ab, dass sie

jeder Laune des jeweiligen amerikanischen Präsidenten entsprechen muss? Im Kalten Krieg ist es tatsächlich so gewesen, ich erinnere mich ganz genau, aber jetzt?

Victor A. Lambert, Rickenbach Sulz

Eigene Bilder, Fantasien

Nr. 30/31 – «Schweiz ist Cervelat»; Interview mit Peter Bichsel

«Das Schweizerdeutsche ist von einer wunderbaren Unverbindlichkeit», sagt Peter Bichsel, und er selbst strebt die Perfektionierung dieser Unverbindlichkeit in der Sprache an. Vieles tönt er nur an, ohne es auszusprechen, und lässt es erst durch die umgehend folgende Relativierung aufscheinen als Kritik eines scheuen, zurückhaltenden Zeitgenossen. Damit schafft er auch dem Leser Raum für eigene Bilder, Interpretationen und Fantasien. Diese Fähigkeit macht Bichsel für den Konsumenten zum wertvollen Bindeglied zwischen Romantik und Realismus und sein Werk zum unverzichtbaren Teil einer Literatur, der dank Hightech, Stress und genereller Sprachsimplifizierung die Verelendung droht.

Hans Christian Müller, Zürich

Gegen den Imperialismus

Nr. 30/31 – «Die Wahrheit stirbt zuerst»; Kommentar von Wolfgang Koydl

Der Artikel lässt einen ratlos zurück. Zunächst fehlt in Bezug auf den Flugzeugabschuss die Logik. Es kann in dieser Frage nur einen Lügner geben, denn nur eine Seite kann geschossen haben. Absturzort und die weiteren bislang bekannten Umstände sind zumindest Indizien dafür, dass es nicht die ukrainischen Truppen sind, die den Abschuss zu verantworten haben. Das wirklich Tragische an diesem Artikel liegt aber darin, dass er die Vorgänge in der Ukraine relativiert, nach dem Motto: Beide Seiten sind gleich schlimm. Fakt ist aber, dass die Krim unrechtmässig annektiert wurde. Fakt ist zudem, dass von Russland gesteuerte und unterstützte Truppen kriegerische Handlungen in den Donbass, also auf das Territorium der Ukraine, getragen haben. Deren Auswirkungen sind viel grausamer, als hierzulande berichtet wird.

Wenn die Bevölkerung eines souveränen Landes wie der Ukraine eine nähere Ausrichtung zum Westen wünscht, dann ist dies ein autonomer Entscheid, der zu respektieren ist. Falls Russland möchte, dass die Ukraine näher zu Russland rückt, dann sollte es entsprechende Anreize setzen. Ein imperialistisches Dreinschlagen dagegen ist unter allen Titeln zu verurteilen. Gerade ein neutrales und kleines Land wie die Schweiz muss alles Interesse daran haben, dass das Recht beachtet wird und nicht einfach des Recht des Stärkeren gilt. Dass die Weltwoche die Vorgänge in der Ukraine bis

IHR NEUER CHEF?

www.stellen-anzeiger.ch

STELLEN-ANZEIGER
Das Schweizer - Jobportal

her nicht klar und deutlich verurteilt hat, ist erstaunlich und angesichts der sonst von der *Weltwoche* verfolgten Linie inkonsequent.

Dr. András Gurovits, Weggis

Ich dachte an eine Revolution

Nr. 30/31 – «Warten auf die galaktischen Brüder»; Rico Bandle über Erich von Däniken

Gerne erwarte ich jeden Donnerstag die *Weltwoche*. An der Ausgabe «Kraftorte» mit Erich von Däniken habe ich mich sehr gefreut. Der stärkste Kraftort ist doch der Kosmos! Mit jungen Jahren (1974) habe ich das Buch «Zurück zu den Sternen» gelesen und dachte, es müsste jetzt eine kleine Revolution, insbesondere in den Religionsgemeinschaften, ausbrechen – doch nichts geschah. Ich habe alle Quellen für die Hypothesen des Verfassers nachverfolgt, speziell das Alte Testament und seine Apokryphen. Da wäre noch viel Stoff, um die Weltgeschichte neu zu schreiben. Der Meinung von Dänikens, dass es einen Gott gibt, der alles erschaffen hat, kann ich nicht folgen. Ich denke, alle Materie und Energie – in welcher Form auch immer – im unendlichen, grossen Weltall waren schon immer da, also gibt es an diesem «Kraftort» weder Anfang noch Ende.

Werner Gebauer, Oberhasli

Was oder wo ist das?

Nr. 30/31 – «Wir sind Ärzte, keine Totengräber»; Interview mit Botschafter Tim Guldemann

Dem Spitzendiplomaten wird zu viel Ehre erwiesen. Herr Guldemann redet von zwingendem Völkerrecht, zu sachlichen Präzisierungen ist er nicht bereit. Die ganze Schar der Diplomaten einschliesslich der Bundesräte redet stets von internationalem Recht. Was oder wo ist das? Die klare Aussage wird tunlichst vermieden. Die Politiker verkünden stets, die Schweiz müsse abgeschlossene Verträge einhalten, was durchaus logisch ist. Auch die Schweiz könnte von Vertragspartnern Gegenrecht einfordern, tut es aber nicht. Die Verletzung des Schengen/Dublin-Abkommens durch Italien veranlasst die zuständige Bundesrätin, logistische Hilfe anzubieten, obwohl Italien bereits finanzielle Unterstützung erhält. Die Schweiz hat die Neat bald fertig gebaut, aber die Zulaufstrecken in Italien und der BRD liegen im Zeitplan weit zurück, obwohl verbindliche Vereinbarungen bestehen. Die zuständige Bundesrätin möchte Italien 200 Millionen spenden in der irrigen Meinung, dies würde in der Sache etwas bewegen. Herr Guldemann betont immer wieder den Vorteil der Schweiz durch die bilateralen Verträge. Den grossen jährlichen Handelsbilanz-

überschuss der EU mit der Schweiz erwähnt er nicht, ebensowenig die rund 250 000 Grenzgänger aus der EU, die in der Schweiz ihr Auskommen haben. Wer es besser wissen müsste und nur die eine Seite erwähnt, handelt unredlich. Die Aussenpolitiker und Diplomaten sind nicht gewillt und unfähig, die Interessen der Schweiz zu vertreten. *Arthur Moos, Basel*

Dieses Interview ist das Beste, was ich je in der *Weltwoche* gelesen habe. Zwei intelligente Köpfe bieten einander die Stirn!

Anita Vaucher

Leserbriefe

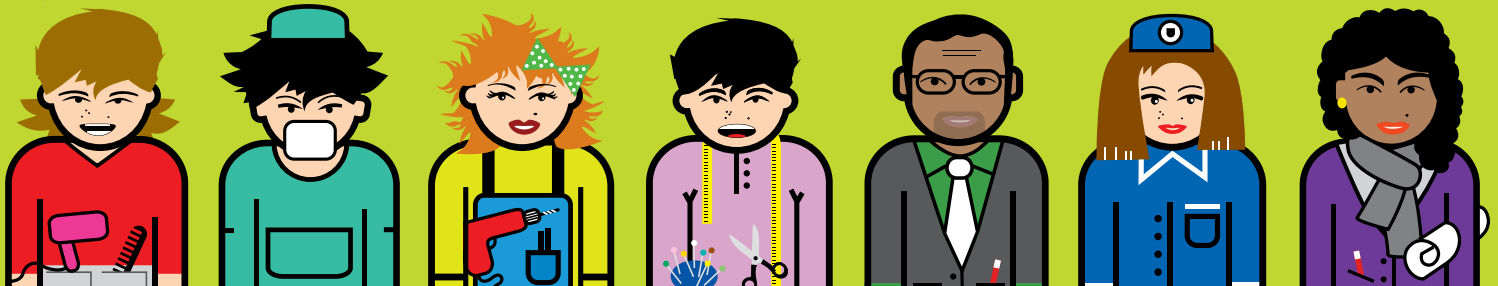
Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

**BERUFS
MESSE
ZÜRICH**

Folge uns



Dem Beruf ist dein Geschlecht egal!

www.berufsmessezuerich.ch | Messe Zürich | Eintritt kostenlos

Berufsmesse Zürich: 18. bis 22. November 2014 | Treffpunkt Weiterbildung: 21. und 22. November 2014

Hauptsponsorin



Unterstützt durch

Bildungsdirektion Kanton Zürich
Berufsbildungsfonds



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Veranstalter



Eidgenössisches Departement für
Wirtschaft, Bildung und Forschung WBF
Staatssekretariat für Bildung,
Forschung und Innovation SBI

Tödliche Odyssee

Auf dem Weg von Syrien über Libyen und Italien nach Frankreich verlor die hochschwängere Suha Jneid vermutlich in der Schweiz ihr Kind. Die Flüchtlingstragödie warf hohe Wellen. Empörung brandete auf. Wie aber ist es wirklich gewesen? Von Alex Baur, Ayoub Almadani und Jacqueline Haener (Bild)

Die Meldung über die Flüchtlingstragödie kam aus Italien, doch sie traf die Schweiz im Herzen: Am 5. Juli hatten Grenzwächter in Brig einer im siebten Monat schwangeren Frau aus Syrien, die in den Wehen lag, jede medizinische Hilfe verweigert und sie durch den Simplon zurück in den Süden geschickt. Als die 22-jährige Mutter nach einer halbstündigen Fahrt ihm Bummelzug endlich in Domodossola eintraf, konnte nur noch der Tod des ungeborenen Kindes festgestellt werden. War das nun das Ende der humanitären Schweiz? Die letzte Konsequenz einer brutalen Asylpolitik?

Das Wort «Schande» machte in den Kommentarspalten die Runde. Eine Strafuntersuchung wurde eingeleitet, für die Flüchtlingshilfe war der Fall sofort klar: Sie forderte «eine offizielle Entschuldigung durch den Bundesrat» und ein Umdenken in der Asylpolitik. Als Mitte Juli dann bekannt wurde, dass das ungeborene Kind gemäss dem Obduktionsbericht mutmasslich bereits viele Stunden vor der Hospitalisierung in Domodossola gestorben war – also wahrscheinlich gar nicht auf Schweizer Boden –, flaute das Interesse am Fall so schnell wieder ab, wie es aufgeflammt war. Obwohl es eine Reihe von offenen Fragen gibt, die nach einer Antwort verlangen.

Platz für Helden gibt es nicht

Wie kam es zu dieser Odyssee einer hochschwangeren Frau (28. Woche) durch halb Europa? Hätten sich nicht schon die italienischen Behörden viel früher um ihre Gesundheit kümmern müssen? Wie steht es mit der Verantwortung der Eltern für ihr ungeborenes Kind? Und selbst wenn das Kind in Brig schon tot war – wie war es möglich, dass die Schweizer Grenzwächter die Dramatik der Situation derart krass verkannten?

Omar Jneid (32) und seine Frau Suha (22) sind nach der Tragödie mit ihren drei Kindern Ahmed (2), Malak (5) und M'hamed (6) in Domodossola geblieben. Sie leben dort im Altersheim an der Via Giuseppe Romita, wie wir nach einigem Herumfragen erfahren. Als wir dort eintreffen, weil die Jneids gerade bei der Polizei. Fast einen Monat nach ihrer ersten Einreise in Italien, erklärt man uns, werde die Familie gerade polizeilich erfasst. Eigentlich befanden sich die Jneids nur auf der Durchreise. Doch auf Anraten italienischer Anwälte haben sie nun ein Asylgesuch gestellt.

Während wir auf die Jneids warten, erklärt uns Lilliana Graziobelli, die Leiterin der sozia-

len Dienste von Domodossola, bereitwillig das Betreuungssystem für Immigranten, welches sie seit letztem März aufgebaut hat. Vorher seien die «immigranti» hier schlicht kein Thema gewesen. Sie befanden sich hier, nahe der Schweizer Grenze, bloss auf der Durchreise, doch das kümmerte in Domodossola niemanden. Zurzeit beherbergt die Stadt auf Geheiss von Rom im Verbund mit 37 umliegenden kleineren Gemeinden rund zwei Dutzend Flüchtlinge, die zumeist aus Nordafrika stammen. Wie viele es im Moment sind, das weiss Graziobelli nicht genau, das ändert von Tag zu Tag. Denn die meisten bleiben nur ein paar Nächte, bevor sie so unverhofft verschwinden, wie sie aufgetaucht sind. Wohin? Keiner fragt danach.

Auch wenn Italien gemäss dem Abkommen von Dublin dazu verpflichtet wäre – registriert wird in der Praxis nur, wer ein Asylgesuch stellt. Und das sind wenige, sehr wenige. Die Stadt Mailand etwa hat trotz einem Ansturm von Immigranten aus Nordafrika im letzten

Das Mitgefühl ist riesig, ebenso die Empörung über die reichen und herzlosen Schweizer.

Halbjahr gerade mal dreizehn offizielle Asylgesuche registriert. Das hat System, doch davon später. In der Region von Domodossola sind zurzeit elf Asylsuchende untergebracht. Sie bekommen vom Sozialdienst neben Kost und Logis 2 Euro 50 Taschengeld pro Tag. Arbeiten dürfen sie nicht. Wer einen Anwalt will, muss ihn selber zahlen. Eine institutionelle Rechtsberatung für Asylsuchende gibt es nicht.

Die Familie Jneid hat einen Anwalt, *avvocato* Lorenzo Trucco aus Turin, ein bekannter Spezialist für Migrationsfragen, der sich *pro bono* des Falles angenommen hat. Gemäss seiner Einschätzung ist ein positiver Asylentscheid in diesem Fall so gut wie sicher. Denn der Tod des ungeborenen Flüchtlingskindes hat auch in Norditalien Wellen geworfen. Das Mitgefühl mit der Familie Jneid ist riesig, ebenso die Empörung über die reichen und herzlosen Schweizer, was man uns auch bei unseren Recherchen allenthalben diskret, aber unüberhörbar spüren lässt.

Die Empörung über die «Svizzeri ricchi» mag echt sein, aber sie lenkt auch vom eigenen Versagen ab. Denn in der Geschichte, die uns

Omar Jneid und seine junge Frau Suha erzählen, gibt es keinen Platz für Helden. Es ist die Geschichte von Immigranten, die kein Land haben will. Es will aber auch niemand unmenschlich erscheinen. Also schaut man einfach weg, wo es geht, mauschelt sich durch, ignoriert internationale Vereinbarungen, ekelt die Zuwanderer weg, von einem Land ins andere. Jeder sagt, durchaus mit Fug, er könne ja nicht alle aufnehmen, man müsse diese Last irgendwie verteilen – doch keiner traut dem andern. Und jeder ahnt, dass er nur verlieren kann, wenn er den ersten Schritt tut. Jeder Flüchtling, den man aufnimmt, das zeigt die Erfahrung, wird weitere nach sich ziehen. Wo die Leute am Ende landen, bleibt meist dem Zufall überlassen.

Gymnasiallehrer aus Aleppo

Omar Jneid stammt aus Syrien, aus der umkämpften Stadt Aleppo, wo er an einem Gymnasium Arabisch und Geschichte unterrichtete. Als im Frühjahr 2012 der Bürgerkrieg ausbrach, zog sich die Familie Jneid vorweg in ihre Heimat zurück, nach Sarakeb, rund fünfzig Kilometer südlich von Aleppo. Als sich die Lage auch dort verschärfte, reiste Omar Jneid, hauptsächlich im Flugzeug, über Jordanien und Ägypten nach Libyen. Das waren neben der Türkei die einzigen Länder, die für Syrer damals kein Visum verlangten. In der Nähe von Tripolis fand er bei Verwandten eine Anstellung als Buchhalter in einer Marmormanufaktur. Einmal etabliert in Libyen, liess Omar Jneid Ende 2013 zuerst Frau und Kinder nachreisen, danach seine Brüder und Schwager mit deren Frauen und Kindern und schliesslich auch noch seine hochbetagten Eltern.

Am Schluss hatte Omar Jneid 26 Angehörige um sich geschart, unter ihnen vierzehn Kinder. Im letzten Frühling beschloss er, zusammen mit dem ganzen Clan sein Glück in Europa zu suchen. Das Ziel: Deutschland, wo er Verwandte hat. War es nicht verantwortungslos, mit einer schwangeren Frau die beschwerliche Reise ins Ungewisse anzutreten? Rechneten die Jneids gar damit, dass man der Familie dank der schwangeren Frau eher helfen und Asyl gewähren würde? Die Lage in Libyen, erwidert Jneid, habe sich in den letzten Monaten derart verschlechtert, dass ihm ein Ausharren vor Ort riskanter erschien. Und die Reise mit einem Neugeborenen wäre mit einem noch grösseren Risiko verbunden gewesen. >>>



Im Herzen des Schieberbasars: Familie Jneid in Domodossola.

Die Überfahrt kostete 12 000 Dollar für den ganzen Clan: tausend Dollar pro Erwachsenen, die Kinder reisten gratis. Das Geld ging vorerst an einen Mittelsmann. Dieser begab sich als eine Art Geisel unter die Obhut der Schmuggler, zahlte diese aber erst aus, als die Jneids ihm ihre Ankunft in Europa bestätigten. Dieses Prozedere ist üblich, eine Art Lebensversicherung, im wahrsten Sinn des Wortes. Es soll Fälle gegeben haben, in denen die Passagiere nach einer Irrfahrt übers Meer an einem Strand in Nordafrika ausgesetzt oder auf hoher See einfach über Bord geworfen wurden.

«Dann bin ich einer von euch»

Die Überfahrt verzögerte sich wegen des Wetters und des Seegangs. In der Nacht auf den 29. Juni war es so weit. Bei Zuwara, einem bekannten Schmugglernest 120 Kilometer westlich von Tripoli, wurden die Passagiere um zwei Uhr in der Früh mit Geländewagen an einen abgelegenen Strand gebracht. Dort wur-

Die Masche mit der provozierten Seenot entspricht dem Standard.

den sie von Motorbooten erwartet, die sie auf einen umgebauten Fischkutter übersetzten, der vor der Küste wartete. 350 Emigranten, darunter hundert Kinder, wurden auf den nur wenige Meter langen, offenen Kutter gepfercht. Der Kahn erschien Jneid recht neu, er roch nach frischer Farbe und war offenbar eigens für diesen Zweck gebaut worden.

Die Crew des Schiffes bestand lediglich aus einem Steuermann, einem Tunesier. Dieser schärfte den Passagieren ein: «Sobald die italienische Marine auftaucht, bin ich einer von euch, dann übernimmt ihr die Regie und müsst den Motor demolieren.» Nur wenn ein Schiff manövrierunfähig ist, gelten die Passagiere als Schiffsbrüchige, nur dann werden sie von der Küstenwache aufgefischt und nach Italien gebracht.

Es ist ein abgekartetes Spiel. Nicht die Überfahrt bis Europa im überfüllten Kahn, die viel zu lange dauern würde, ist das Ziel, sondern die Rettung auf hoher See. Nach den Tragödien vom letzten Herbst haben die Italiener ihre Küstenwache gegen Süden verlegt. Die Masche mit der provozierten Seenot entspricht dem Standard. Und sie kann auch böse enden, wie der Jneid-Clan erfahren musste.

Als nach rund neun Stunden Überfahrt ein Hubschrauber vorbeizog und wenig später ein Schiff am Horizont auftauchte, so erzählt Omar Jneid, zertrümmerten die Passagiere hoffnungsvoll den Schiffsmotor. Doch es war ein Fehlalarm, die vermeintlichen Küstenwächter entpuppten sich als libysche Fischer. Und diese dachten nicht daran, dem führungslos treibenden Kahn zu Hilfe zu eilen. Nach

fünf bangen Stunden tauchte die italienische Küstenwache dann doch noch auf und nahm die Schiffsbrüchigen an Bord. Mutmasslich hatte der tunesische Captain die Italiener per Notruftransponder alarmiert.

Vom Schiff der Küstenwache wurde die Gruppe auf ein grösseres Schiff der italienischen Kriegsmarine verfrachtet, auf dem sie mehrere Tage auf See verbrachte. Laufend kamen neue «Gerettete» hinzu. Wie Omar Jneid hörte, hatte das Schiff, als er Anfang Juli endlich in Napoli anlegte, 1500 Immigranten aus Nordafrika an Bord. Von dort wurde die ganze Schar in Bussen nach Perugia überführt. Zu Jneids grosser Verwunderung wurde sein Clan auf Staatskosten «in einem Dreisternehotel» untergebracht.

Zwei Nächte erholten sich die Jneids im Hotel, dann traten sie auf eigene Faust per Zug die Reise gegen Norden an. Sie waren nirgends registriert worden und niemandem Rechenschaft schuldig, sie reisten einfach los. Der Bahnhof Milano Centrale, das hatte man ihnen gesagt, sei das eigentliche «Tor zu Europa» – eine Art Basar für Schlepper, welche die Weiterreise in alle möglichen Länder per Auto organisieren, gegen Entgelt natürlich. Die billigere, aber mühsamere und vor allem auch riskantere Alternative ist der Zug.

Das Herz des Schieberbasars befindet sich auf zwei Zwischendecks in der monumentalen Eingangshalle des Mailänder Hauptbahnhofs. Zusammen mit der Stadtverwaltung haben hier mehrere Hilfswerke Stände aufgebaut, an denen sich Flüchtlinge aus Libyen melden können. Hier gibt es neben Tipps für die Weiterreise und die Bedienung der Billettautomaten auch Wasser und Sandwiches, notfalls ein Schlafplatz für die Nacht. Das war's dann aber auch schon.

Unser Übersetzer, ein gebürtiger Libyer, erklärt sich bereit, die Probe aufs Exempel zu machen: Er gibt sich bei der offiziellen Empfangsstelle für syrische Flüchtlinge in Milano Centrale als vermeintlicher Syrer aus, der illegal in die Schweiz reisen wolle. Aufgrund seines Dialekts ist offenkundig, dass er nicht aus Syrien stammen kann und lügt. Doch dem Mann bei der Empfangsstelle, der Sprache nach ein Ägypter, scheint das egal zu sein. Er fragt nicht einmal nach einem Ausweis und registriert den Mann unter dem Fantasienamen, den er ihm diktiert. Innerhalb weniger Minuten ist unser Übersetzer im Sozialsystem von Mailand drin. Ein höchst rudimentäres System allerdings.

Bei der Empfangsstelle herrscht reger Betrieb. In gut einer Stunde wird der Neuankömmling von einem klapprigen Bus abgeholt und ins Obdachlosenheim an der Via Antonio Aldini 74 nahe der Station Milano Certosa verfrachtet. Was dort geboten werde, erzählt er uns später, sei pitoyabel. Ausser dünnen Schaumstoffmatratzen, die dicht beieinander auf dem Boden ausgerollt wurden, gebe es

kaum Mobiliar. In den überfüllten Zimmern sei es stickig, eine Zuteilung gebe es nicht. Zum Essen habe er kalte Pasta an einer undefinierbaren roten Sauce bekommen. Die Botschaft sei klar gewesen: Dies ist kein Platz zum Bleiben – je schneller du verschwindest, desto besser.

Beim Empfangszentrum in Milano Centrale treffen wir einen Tunesier, der sich als Mohammed vorstellt und uns seine Dienste als Schlepper anbietet. Die Reise nach Dortmund etwa würde 600 Euro pro Person kosten, Hamburg wäre für 850 Euro zu haben, Skandinavien kostet einiges mehr. Die Schweiz hat er leider nicht im Sortiment, aber er würde uns gerne Kontakte vermitteln. Wir könnten natürlich auch mit dem Zug reisen, meint Mohammed, doch dann gingen wir das Risiko ein, an der Grenze abgefangen und zurückgeschickt zu werden. Würden wir dagegen im Auto irgendwo angehalten, versichert der Tunesier, würde uns die Polizei schlimmstenfalls bis zur nächsten Grenze eskortieren.

Bekannter Schmuggelpfad

Nach 23 Uhr begeben wir uns auf den Perron 8, wo der Nachtzug Nummer 220 nach Paris bereitsteht. Die Waggons 82 bis 85 im hinteren Teil der Komposition nennen sie hier *il ghetto*. In den bis auf den letzten Platz besetzten Abteilen der zweiten Klasse riecht es nach abgestandenerem Schweiß. Sofern hier überhaupt gesprochen wird, dann vor allem Arabisch. Die Route via Domodossola–Simplon–Brig–Vallorbe–Dijon ist ein bekannter Schmuggelpfad. Die ansonsten als streng geltenden Schweizer Zöllner, so erfahren wir von Passagieren, würden bei diesem Nachtzug meistens beide Augen zudrücken. Denn offiziell hält er gar nicht in der Schweiz. Als EU-Mitglied kann Frankreich theoretisch zwar nicht einmal den Zoll als Vorwand für systematische Personenkontrollen an der Grenze bemühen, die es gemäss dem Schengen-Abkommen gar nicht geben dürfte. Doch die Franzosen foutieren sich um das Schengen-Abkommen, so wie sich die Italiener ums Dublin-Abkommen foutieren, das sie theoretisch zur Registrierung von Flüchtlingen oder illegalen Immigranten verpflichtet.

Das war der Zug, den Omar Jneid in jener fatalen Nacht auf den 5. Juli zusammen mit seiner hochschwangeren Frau Suha, seinen drei Kindern und 21 weiteren Angehörigen bestieg. Und just in jener Nacht führte die französische Polizei Grenzkontrollen durch. In Frasne, auf halber Strecke zwischen der Schweizer Grenze und Dijon, holten sie gegen sechs Uhr in der Früh 36 Reisende aus den «Getto-Waggons», fast alle Syrer, unter ihnen auch der Jneid-Clan.

Die Jneids wiesen sich mit gültigen Reisepässen aus, aber sie hatten keine Visa. Omar Jneid versuchte den Gendarmen zu erklären, dass die Gruppe nicht in Frankreich bleiben, sondern zu Verwandten nach Deutschland

Die Schande von Brig

+++ Die Autopsie des tot geborenen Flüchtlingsbabys +++ Das Versagen der Grenzwache +++ Die Verzweiflung der Mutter +++



Eine Familie flüchtet vor dem gemeinsamen Rückzug in Syrien. Die Eltern sind ein Mann und eine Frau. Am 4. Juli Jneid's nimmt das Schicksal dieser leidungsreichen Familie in Mailand einen unheimlich unheimlichen Verlauf. Die Frau ist schwanger. Sie ist ein Kind auf dem Weg. Ein Kind, das nicht leben wird. Ein Kind, das nicht leben wird. Ein Kind, das nicht leben wird.

Sara steht still in der Schande. Sie hat ein Kind geboren, das nicht leben wird. Sie hat ein Kind geboren, das nicht leben wird. Sie hat ein Kind geboren, das nicht leben wird.

Die Familie ist ein Stück von sich selbst. Die Familie ist ein Stück von sich selbst. Die Familie ist ein Stück von sich selbst.

Die Familie ist ein Stück von sich selbst. Die Familie ist ein Stück von sich selbst. Die Familie ist ein Stück von sich selbst.

Das Ende der humanitären Schweiz? Sonntagsblick vom 13. Juli.

Vorsicht Stahl
Brennen...
Die Familie ist ein Stück von sich selbst.

weiterreisen wolle. Einen Moment lang schien es, als ob sich die Franzosen erweichen liessen. Doch dann fuhren plötzlich mehrere Polizeitransporter vor. Die Syrer weigerten sich vorerst einzusteigen, worauf sie gemäss Darstellung von Omar Jneid mit Gewalt in die Autos verfrachtet worden seien. Vor allem der rüde Umgang mit seinem 85-jährigen Vater habe ihn empört. Seine hochschwangere Frau hätten die Gendarmen aber nicht angefasst. Mutmasslich zwischen zehn und elf Uhr übergaben die Franzosen die Reisegruppe bei Vallorbe der Schweizer Grenzschutz. An sich war das ein Standardprozedere. Allein dieses Jahr schickte Frankreich über diese Route mehr als 500 illegale Emigranten nach Italien zurück. Die Schweiz durchqueren sie in der

Wegen des Ferienverkehrs und der Grösse der Gruppe fiel die Option Eisenbahn weg.

Regel mit dem Zug. Doch diesmal war alles anders. Wegen des Ferienverkehrs und der ungewöhnlichen Grösse der Gruppe fiel die Option Eisenbahn weg. Die Schweizer organisierten sieben Gefangenentransporter, welche die Gruppe nach Brig brachten. Von dort sollten sie mit dem Regionalzug durch den Simplon nach Domodossola weiterreisen. Die Fahrt über den Simplonpass hätte nicht nur länger gedauert, sie wäre auch komplizierter gewesen, liegt der Grenzposten von Gondo doch weitab vom nächsten Bahnhof. In der Schweiz wurden die Syrer – zum ersten Mal auf ihrer Odyssee durch Europa – fahndungstechnisch erfasst. Erfolglos wehrten sie

sich gegen die Abnahme der Fingerabdrücke. Die Stimmung war danach gereizt. «Ich hatte immer ein sehr positives Bild von der humanitären Tradition der Schweiz», sagt Omar Jneid, «ich hatte so etwas nicht erwartet.» Der gut zweistündige Transport im geschlossenen Gefangenentransporter nach Brig sei eine Tortur gewesen. Der zweijährige Ahmed sei in Panik geraten und habe mehrmals erbrochen. Erfolglos habe er die Polizisten durch Klopfzeichen und Rufen zu alarmieren versucht, aus der Führerkabine sei jeweils nur ein dumpfes «okay, okay» zu vernehmen gewesen. Ausser ein paar Biskuits und Wasser hätten sie den ganzen Tag lang keine Nahrung erhalten.

Das Unfassbare

Gemäss Recherchen der Weltwoche, zu denen das Grenzschutzkorps keine Stellung nehmen wollte, kam der Transport gegen 14.30 Uhr in Brig an – just rechtzeitig für den Bummler, der den Bahnhof um 14.44 Uhr in Richtung Domodossola verlässt. Doch auch dieser Zug war offenbar überfüllt. Die SBB organisierten deshalb einen Sonderwagen für den übernächsten Zug, der um 16.44 Uhr losfuhr. Die Syrer wurden in der Folge für zwei Stunden notdürftig in einem geschlossenen Raum der Grenzschutz in Brig untergebracht. Hier geschieht nun das Unfassbare. Die schwangere Suha wird von einsetzenden Geburtswehen geplagt, gemäss ihren Angaben verliert sie auch Fruchtwasser und Blut. Notdürftig wird sie von Angehörigen auf eine hölzerne Sitzbank gelagert. Omar Jneid versichert, die Grenzschutz eindrucklich um eine Ambulanz gebeten, ja angefleht zu haben. Auf seinem Handy habe er gesehen, dass es ganz in der Nä-

he ein Spital gebe. Er habe den Grenzschutzern seine Ersparnisse gezeigt und angeboten, alle Kosten zu übernehmen. Vergeblich. Einer der Beamten hat nach seiner Darstellung zwar mehrmals kurz in den Raum geschaut und die auf der Bank liegende Frau gesehen, doch er habe bloss «Okay, okay» gesagt.

Wir kennen die Version der Grenzschutzern nicht, die sich nicht zu den laufenden Ermittlungen äussern wollen. Hatten sie begriffen, dass eine schwangere Frau in ihrer Gewahrsam Fruchtwasser verlor und mit den Wehen kämpfte? Gewiss, die mit einem Schleier und einem weiten Gewand verhüllte Syrerin hat sich gegenüber den Beamten kaum geäussert – doch reichte es nicht, dass ihr Mann Alarm schlug? Hielten die Beamten, abgestumpft von ihrem oft unerfreulichen Alltag, das Ganze für ein Theater? Oder wollten sie den syrischen Clan nach all den organisatorischen Pannen einfach auf Teufel komm raus loshaben? Die Familie in Brig unterzubringen, wäre mit einem beträchtlichen Aufwand verbunden gewesen. War es das? Im Zweifelsfall einfach wegschauen, das altbewährte Prinzip? Möglicherweise liefert die Strafuntersuchung innert vernünftiger Frist Antworten.

Plötzlich krank

Gemäss der Darstellung von Omar Jneid trug er seine Frau, die kaum noch gehen konnte, zusammen mit seinem Schwager auf den Bahnsteig. Dort soll es nochmals zu einer handfesten Auseinandersetzung gekommen sein, als Jneid die involvierten Grenzschutzern zur Beweissicherung mit seinem Handy fotografieren wollte. Sie hätten ihm das Gerät aus der Hand gerissen und ihn gezwungen, die Bilder zu löschen. Wohl war es den Schweizer Grenzschutzern bei der ganzen Geschichte offenbar nicht. Wie durchsickerte, sollen sie ihre italienischen Kollegen rund 45 Minuten vor Abfahrt des Zuges avisieren haben, dass eine schwangere Frau an Bord sei, der es nicht gut gehe. Angeblich sollen sich involvierte Grenzschutzern krankgemeldet haben, nachdem der Skandal publik geworden war.

Als der Bummelzug um 17.15 Uhr endlich in Domodossola eintraf, ging es Suha sehr schlecht. Vom Bahnhof wurde sie umgehend mit der Ambulanz ins Spital gebracht, wo man sie anfänglich per Kaiserschnitt entbinden wollte. Dann kam es aber offenbar doch noch zu einer Spontangeburt. Das Kind, das den Namen Sara erhielt, wurde um 19.20 Uhr für tot erklärt.

Die Obduktion ergab später, dass Sara zu diesem Zeitpunkt mutmasslich bereits zehn bis zwölf Stunden tot war, also wahrscheinlich irgendwo zwischen Frasnè und Vallorbe gestorben war. Während das Ehepaar Jneid mit seinen drei Kindern in Domodossola blieb, zog der Rest des Clans nach Deutschland weiter. Und dort sind sie inzwischen alle heil angekommen. ○

Asyl: Fass ohne Boden

Die Zahl der Asylgesuche in der Schweiz steigt rasch. Die Betreuung der Flüchtlinge kostet Hunderte Millionen Franken. Erfolgt die Versorgung effizient und kostengünstig? Viele Kantone haben teure private Organisationen beauftragt und halten die Verträge geheim. Von Alex Reichmuth

Der Bund rechnet für 2014 mit bis zu 24 000 neuen Asylgesuchen. Das bedeutet eine deutliche Steigerung gegenüber dem Vorjahr. Viele Asylbewerber kommen aus dem umkämpften Syrien, noch mehr aber aus dem afrikanischen Eritrea. Eritreer und Syrer machen derzeit über die Hälfte aller Menschen aus, die in der Schweiz Asyl verlangen. Wegen der prekären Lage in Syrien erwägt Bundesrätin Simonetta Sommaruga zudem, 5000 Flüchtlinge aus diesem Land aufzunehmen, die kein Asylverfahren durchlaufen müssen.

Der Zustrom hat Folgen: Die Asylunterkünfte platzen aus allen Nähten. Neben den Bundeszentren sind auch die meisten kantonalen Unterkünfte zu hundert oder mehr Prozent ausgelastet. Gefragt sind Privatpersonen, die einspringen können. Die Schweizerische Flüchtlingshilfe rief die Bevölkerung dazu auf, Asylbewerber im eigenen Haus aufzunehmen. Im Kanton Luzern sucht das Hilfswerk Caritas, das im Auftrag des Staates Asylbewerber betreut, nach privaten Wohnungen, um darin Flüchtlinge unterzubringen. Ihre Wohnung auf keinen Fall mehr anbieten wird Marianne Gürber* aus dem luzernischen Triengen. Sie hatte letztes Jahr eine geräumige Zweieinhalbzimmerwohnung an Caritas Luzern vermietet. Wie die *Weltwoche* vor einem Monat berichtete, machte sie damit schlechte Erfahrungen.

Das Hilfswerk hatte die Wohnung eigentlich einer dreiköpfigen afghanischen Familie zur Verfügung gestellt. Es sei aber ein Kommen und Gehen gewesen, sagt Gürber. In der Wohnung hätten oft über ein Dutzend fremde Leute übernachtet. Die Räume waren nach wenigen Wochen in einem so desolaten Zustand, dass eine Sanierung für mehrere tausend Franken nötig wurde. Überrascht war die Vermieterin vor allem von der Anspruchshaltung der Flüchtlinge und davon, dass Caritas ihnen fast jeden Sonderwunsch erfüllt habe. «Caritas verschleudert Geld», ist Gürbers Fazit (*Weltwoche* Nr. 28/14).

Wie viel Geld?

Die *Weltwoche* fragte aufgrund der Erfahrungen von Marianne Gürber beim Kanton Luzern nach, wie viel Geld Caritas für die Betreuung von Asylbewerbern bekommt. Viel zu erfahren gibt es allerdings nicht: «Das Abrechnungssystem ist komplex und setzt sich sowohl aus Pauschalen wie auch leistungsbezogenen Abgeltungen zusammen», antwortet Ruedi Fahrni, kantonaler Asyl- und Flüchtlingskoordinator.

Wie steht es in anderen Kantonen? Ist die Versorgung von Asylbewerbern dort transparenter? Sind Betreuungsverträge öffentlich einsehbar – oder besteht diesbezüglich ebenfalls eine Art Dunkelkammer? Immerhin fließen den Kantonen vom Bund jährlich 880 Millionen Franken für die Betreuung von Asylsuchenden zu. Die *Weltwoche* hat bei allen Kantonen der Deutschschweiz nachgefragt.

Seltsame Begründung

Einige Kantone, vor allem solche mit wenig Einwohnern, betreuen die ihnen zugeteilten Asylbewerber und Flüchtlinge direkt. Viele haben die Betreuung aber an private Organisationen delegiert. Meist halten diese Kantone die entsprechenden Verträge wie Luzern unter Verschluss und geben nicht bekannt, wie viel Geld den privaten Organisationen zufließt. «Aus datenschutzrechtlichen Gründen kann die Vereinbarung nicht herausgegeben werden», teilt der Kanton Uri mit, wo das Schweizerische Rote Kreuz Flüchtlinge betreut. Auch der Kanton Schwyz rückt seinen Vertrag mit Caritas nicht heraus, schreibt aber, das Hilfswerk arbeite «professionell und kostenbewusst». Ebenfalls unter Verschluss hält der Kanton Obwalden seinen Betreuungsvertrag mit Caritas. «Der Vertrag regelt keine Rechte und Pflichten von Bürgerinnen und Bürgern», wird hier die Geheimhaltung etwas seltsam begründet.

Im Thurgau betreut die Peregrina-Stiftung, die von der Kirche getragen wird, seit 28 Jahren die Asylsuchenden. Auch den Vertrag mit dieser Stiftung gibt es nicht zu sehen. Es bestehe «kein schützenswertes öffentliches Interesse an einer Veröffentlichung», teilen die Thurgauer Behör-

den mit. Ebenso hält der Kanton Zürich seine Betreuungsverträge geheim, etwa den mit der ORS Service AG, die eine dominante Stellung in der Flüchtlingsversorgung hat. Die Verträge unterstünden dem «Geschäftsgeheimnis», heisst es. In Solothurn hat ebenfalls die ORS einen Betreuungsvertrag. Auch dieser Kanton weist die Anfrage nach Einsicht ab. Weil der Leistungsumfang solcher Aufträge von Kanton zu Kanton variiere, heisst es aus Solothurn, erachte man es als «nicht zweckmässig, die Vertragsverhandlungen anhand von Vergleichen zu anderen Kantonen mit Bezug auf objektive Messgrößen (Kosten, Betreuungsschlüssel etc.) zu führen».

Dass Aufträge für die Betreuung von Asylbewerbern unter dem Deckel gehalten werden, ist ein fragliches Vorgehen. Zwar mag es ein privatwirtschaftliches Interesse an Geheimhaltung geben. Dem steht aber ein öffentliches Interesse an der Verwendung von insgesamt Hunderten Millionen Franken Steuergeld gegenüber. Immerhin gibt es Kantone, die das Öffentlichkeitsprinzip respektieren. Im Kanton Bern, wo sowohl private Unternehmen als auch Hilfswerke Betreuungsaufträge haben, sind die Ver-

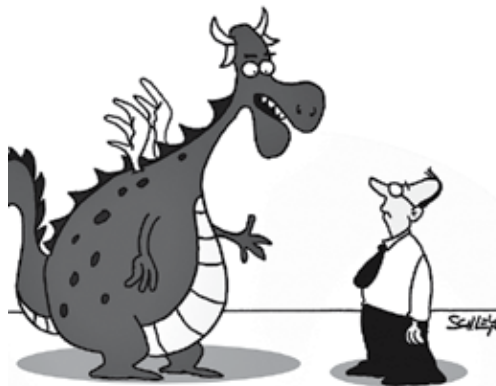
Vor allem Hilfswerke scheinen oft wenig sparsam zu operieren.

träge zugänglich. Auch der Kanton Freiburg, wo die ORS und Caritas je einen Auftrag haben, setzt auf Transparenz und hält die Verträge öffentlich. Das Freiburger Kantonsparlament entscheidet jährlich, welche Abgeltungen an die privaten Asylbetreuer fließen.

Dass im Asylwesen nicht immer kostenbewusst gearbeitet wird, zeigen längst nicht nur Erfahrungen wie die von Vermieterin Marianne Gürber. In diversen Kantonen wurden Vorgänge publik, die auf einen laschen Umgang mit Geld hindeuten. Vor allem Hilfswerke scheinen oft wenig sparsam zu operieren.

Im Kanton Freiburg etwa war viele Jahre das Freiburger Rote Kreuz beauftragt, Asylsuchende zu betreuen. Doch 2007 schnappte ihm die ORS den Vertrag in einer öffentlichen Ausschreibung weg. Die Privatfirma erledigt den Auftrag einen Fünftel günstiger.

Im Kanton Solothurn betreute Caritas während Jahrzehnten Asylsuchende. Auch hier ging der Auftrag 2007 in einer öffentlichen Ausschreibung aber an die ORS. Im Flughafen Zürich führte das Schweizerische Rote Kreuz



«Wie bitte? Plötzlich willst du die Scheidung??
Komm schon, Heinz – du hast gewusst,
dass ich ein Drachen bin,
lange bevor wir geheiratet haben!»



Den Kantonen fliessen vom Bund jährlich 880 Millionen Franken für die Asylsuchenden zu.

im Auftrag des Kantons jahrelang Rückkehrberatungen für abgewiesene Asylbewerber durch. Seit 2013 organisiert der Kanton die Ausreisegespräche aber selber – für deutlich weniger Geld.

Missmanagement in Bern

Gar nicht gut bei der Versorgung von Asylsuchenden läuft es trotz öffentlicher Verträge im Kanton Bern. Anfang Jahr stellten die Finanzkontrolle und die Oberaufsichtskommission des Parlaments dem Asylwesen Berns ein schlechtes Zeugnis aus und warfen den Zuständigen vor, wegen Missmanagements einen zweistelligen Millionenbetrag an Steuergeld verlor zu haben. Der Kanton kündigte darauf an, die Betreuungsaufträge neu auszuschreiben. Doch im letzten Mai wurde publik, dass der zuständige Regierungsrat Hans-Jürg Käser (FDP) die öffentliche Ausschreibung gestoppt hatte – mit der Begründung, vor der Umgestaltung des schweizerischen Asylwesens in etwa drei Jahren ergebe eine Neuvergabe keinen Sinn. Die jetzigen Verträge laufen nun bis 2017 weiter, ungeachtet der Missstände.

Konsequenter vorgegangen ist St. Gallen. Dieser Kanton betreut seine Asylbewerber zwar selber, ohne Mithilfe von Dritten. Bis 2009 hatte aber der Verein Flüchtlingsdienst

einen Auftrag, anerkannte und vorläufig aufgenommene Flüchtlinge zu integrieren. Dieser Verein wird von den Hilfswerken Caritas, Heks und Schweizerisches Rotes Kreuz getragen. Im Sommer 2009 entschied der Kanton, diese Aufgaben den Hilfswerken rasch zu entziehen und den Gemeinden zu übertragen.

Ein Grund dafür war, dass Caritas für den Auftrag massiv mehr Geld gefordert hatte. Diese Forderungen seien «weder vertragskonform noch in der Höhe angemessen», schrieb die St. Galler Regierung. Gemäss einem Insider soll die Flüchtlingsbetreuung durch die Hilfswerke «desaströs» gewesen sein. Ein Gutachten im Auftrag des Kantons erteilte dem Verein Flüchtlingsdienst damals schlechte Noten. Den Hilfswerken wurde darin ungenügende Kooperation mit den Gemeinden und «mangelnde Professionalität» vorgeworfen. «Der Flüchtlingsdienst macht zu wenig Druck auf die Flüchtlinge bezüglich Aufnahme von Arbeit und Teilnahme an Sprachkursen [...]», steht im Gutachten. Gemäss den Gemeindebehörden des Kantons St. Gallen gaben die Hilfswerke für die Unterbringung von Flüchtlingen oft mehr Geld aus, als Sozialhilfempfänger zum Wohnen zugut haben.

SVP-Nationalrat Heinz Brand, der als Amtschef 24 Jahre das Asylwesen des Kantons Graubünden leitete, erstaunt es nicht, dass Hilfswer-

ke oft zu höheren Kosten arbeiten als private Firmen und staatliche Institutionen. «Hilfswerke verstehen die Betreuung oft umfassender als der Staat», sagt er. Es bestehe bei ihnen manchmal eine Neigung zur «Hyperbetreuung» – was die Kosten entsprechend hochtreibe.

Zurück zum Kanton Luzern. Hier zeitigt das Drängen nach mehr Transparenz im Asylwesen gewisse Erfolge. Aufgrund eines Vorstosses im Kantonsparlament schreibt der Kanton die Betreuungsaufträge, die derzeit Hilfswerke innehaben, per 2016 erstmals öffentlich aus. Gegenüber Caritas hat der Kanton offenbar bereits finanziellen Druck gemacht und für die Jahre 2014 und 2015 eine Reduktion der Betreuungskosten um 13 Prozent durchgesetzt.

Die Vertragsverhandlungen mit dem Kanton seien «sehr hart» gewesen, sagte Thomas Thali, Leiter von Caritas Luzern, gegenüber der *Neuen Luzerner Zeitung*. «Wir gehen ans absolute Limit, was betriebswirtschaftlich noch einigermaßen vertretbar ist», so Thali. SVP-Präsident Franz Grüter traut den Luzerner Kantonsbehörden jedoch nicht. Er befürchtet, dass diese sich mit der Ausschreibung nur einen Vorwand beschaffen wollen, den Betreuungsauftrag erneut Caritas zuzuschancen. «Wenn man den jetzigen Vertrag nicht kennt, kann man auch nicht wissen, ob der künftige gut ist», meint Grüter. **Name geändert*



Farbe des Stillstands.

Es ist nicht leicht, grün zu sein

Der Bundesrat baut ohne Grundlage eine «Plattform grüne Wirtschaft» auf. Die modische Offensive bildet die Grundlage für tiefgreifende Einmischungen des Staates. Das planwirtschaftliche Ungeheuer droht Wohlstand und Arbeitsplätze zu vernichten. Widerstand gruppiert sich. *Von Christian Mundt*

Um die Schweiz steht es offenbar schlecht: Wirtschaftssystem und Lebensqualität seien gefährdet, Versorgungsengpässe drohen. Nicht weniger als eine «Generationenaufgabe» steht bevor, die «die Schweiz und die internationale Gemeinschaft über Jahrzehnte hinaus prägen wird». Die apokalyptischen Worte stammen nicht vom Flugblatt einer Umweltschutzorganisation. Sie stehen in der Botschaft des Bundesrats zur Volksinitiative der Grünen Partei: Mit dieser wollen die Grünen den ökologischen Fussabdruck der Schweiz auf eine Erde reduzieren. Dazu müsste der Ressourcenverbrauch auf einen Drittel des heutigen Werts vermindert werden. Mittels Vorschriften und Förderungen soll der Bund, so die Idee der Grünen, die Schweizer Wirtschaft zur Nachhaltigkeit umerziehen. Der Bundesrat lehnt diese Initiative ab. Tätig geworden ist er aber bereits: Mittels «Platt-

form grüne Wirtschaft». Zuständig ist das Bundesamt für Umwelt (Bafu) unter Doris Leuthard (CVP). Unter grüner Wirtschaft wird eine «ressourcenschonende Wirtschafts- und Konsumweise» verstanden, die die «Ressourceneffizienz verbessert» und dadurch «die Leistungsfähigkeit der Wirtschaft und auch die Wohlfahrt insgesamt stärkt». Staatlicher Zwang zu einem ökonomischen Fitnessprogramm?

Bundesrat hat's eilig

Auslöser des grünen Aktivismus bei der Regierung ist ein Postulat des Freiburger Nationalrats und Direktors des Schweizer Bauernverbands Jacques Bourgeois (FDP) von 2010. Er forderte einen Bericht darüber, wie Produktion und Verbrauch von Ressourcen effizienter gestaltet werden könnten. Seit Januar 2013 liegt der Bericht vor: Da staatliche Interventio-

nen kurzfristig kaum Standortvorteile bewirken oder Wachstumsanreize setzen, bringe eine grüne Wirtschaftspolitik nur langfristig etwas, wenn externe Effekte – beispielsweise die Umweltbelastung – reduziert werden könnten. Aus diesem Grund, so der Bericht, «muss eine Politik der grünen Wirtschaft einen langfristigen Horizont haben».

Für den langfristigen Horizont hat der Bundesrat offensichtlich aber keine Zeit. Bereits einen Monat nach Annahme des Postulats und damit mehr als zwei Jahre bevor der Bericht vorlag, startete er in Eigenregie die «Plattform grüne Wirtschaft» und verabschiedete erste Massnahmen: Im Oktober 2010 wurden Handlungsfelder definiert, um den Ressourcenverbrauch in der Schweiz zu senken. Kurz darauf lancierten die Grünen ihre Volksinitiative, mit der sie im Nationalratswahlkampf 2011 Unterschriften sammelten. 2013 folgte mit dem Ak-

tionsplan «Grüne Wirtschaft» der nächste Schritt des Bundesrats. Kernstück der bundesrätlichen grünen Wirtschaft ist aber die Revision des Umweltgesetzes, deren Beratung im Parlament nun ansteht und die als indirekter Gegenvorschlag zur Initiative der Grünen verkauft wird. Pikant: Mit dem Gesetz will der Bundesrat einerseits seine Kompetenzen massiv ausbauen, um den selber definierten Zielen zum Durchbruch zu verhelfen. Vor allem will er aber seinen bisherigen Aktivismus im Bereich grüne Wirtschaft auf eine gesetzliche Grundlage stellen – denn diese fehlt bisher. Ohne Mandat von Parlament oder Volk sind in Leuthards Departement Fakten geschaffen worden.

Auf den ersten Blick sieht die Änderung des Gesetzes harmlos aus: Sie soll die Rechtsgrundlage für die «schonendere und effizientere Nutzung der natürlichen Ressourcen» schaffen. Auch das Ziel, «die Umweltbelastung zu reduzieren sowie die Leistungsfähigkeit und Versorgungssicherheit der Schweizer Wirtschaft zu stärken», scheint begrüssenswert – wer ist gegen eine leistungsfähige Wirtschaft?

Auf den zweiten Blick ist die Änderung die Basis für tiefgreifende Einmischungen in die Wirtschaftsfreiheit von Unternehmen und Konsumenten. So würden Bund, Kantone und Gemeinden für die Schonung der natürlichen Ressourcen sorgen. Mittels regelmässiger Berichte soll der Bundesrat den Handlungsbedarf aufzeigen. Würden die verbrauchten Ressourcen als zu hoch erachtet, legte er dem Parlament Mengenziele vor, die dann verbindlich würden. So könnte der Bundesrat beispielsweise vorschreiben, wie viel Phosphor in der Schweiz zum Düngen verwendet werden darf. Oder das Holz in der Schweiz kontingentieren. Sollte sich im Bundesrat die Ansicht durchsetzen, in Schweizer Häusern würde zu viel Erdöl verheizt, könnte er, gestützt auf die neuen Bestimmungen, die Ressource Erdöl verknapfen. Selbst eine Höchstmenge an nutzbarem Wasser könnte so festgelegt werden.

Um den Stoffkreislauf zu schliessen, will der Bundesrat das Abfallrecycling zur Pflicht machen. Wenn es technisch machbar und wirtschaftlich tragbar ist (aber nicht unbedingt rentabel), müssen Abfälle wiederverwertet werden. Wenn aufgrund der Abfallmenge und «aus ökologischer Sicht geboten», kann der Bundesrat die Abfallentsorgung zwingend vorschreiben. Das Gesetz geht so weit, «verwertbare Metalle aus Rückständen der Abluftbehandlung» zu erwähnen. Demnach muss also Staub aus Abluftfiltern recycelt werden. Der Bundesrat setzt aber auch auf die Konsumenten. Aus diesem Grund will er Hersteller

und Händler dazu verpflichten, dass sie über die Auswirkungen ihrer Produkte auf die Umwelt informieren. Auch will er vorschreiben, wie diese Information zu erfolgen und auszusehen hat. So könnte es kommen, dass beispielsweise auf einem Schokoriegel umfassend über Anbau und Herkunft der Kakaobohne aufgeklärt werden muss – was zur Folge hätte, dass Schokoriegel für die Schweiz separat verpackt werden müssten und entsprechend teurer würden.

Prinzip der Wirtschaft

Einer Bewilligungspflicht unterstellt oder gleich ganz verboten werden sollen Rohstoffe, deren An- oder Abbau respektive deren Herstellung die Umwelt erheblich belastet – was das konkret heisst, bleibt derzeit offen. Sicher ist aber, dass in diesen Fällen die Produktion im Ausland überwacht werden müsste – ein Millionengeschäft für Zertifizierungsorganisationen.

Für die Vorschriften im Inland spielt das Ausland eine wichtige Rolle. Nach dem Willen des Bundesrats soll nämlich auch die im Ausland verursachte Umweltverschmutzung zur Gewinnung der Ressourcen berücksichtigt werden. So fand eine kürzlich veröffentlichte Ecoplan-Studie im Auftrag des Bafu (Kostenpunkt: 155 000 Franken) heraus, dass die Schweiz ihre Umweltbelastung zunehmend exportiert, also die Umweltbelastung aufgrund des Konsums in der Schweiz vermehrt im Ausland anfällt, weil die Produkte importiert (und nicht hierzulande hergestellt) werden.



Bundesrätin Leuthard.

Gänzlich ausser Acht lässt der Bundesrat das Ausland hingegen, wenn es um die ökonomische Selbstkastration im Inland geht. Bereits heute gehört die Schweiz punkto Ressourceneffizienz, Recycling und Umweltschutz weltweit zu den Spitzenreitern. Doch weder in den grossen Industrienationen noch in den aufstrebenden Staaten interessiert sich jemand dafür. «Eine politische Einschränkung des Schweizer Ressourcenverbrauchs hat global keine, im Inland dagegen unverhältnismässig grosse Auswirkungen, da Lebensstandard und Konsumverhalten massiv eingeschränkt werden», sagt beispielsweise Kurt Lanz, Energieexperte bei Economiesuisse.

Die effiziente Nutzung jeglicher Ressourcen ist ein Grundprinzip einer im Wettbewerb stehenden Wirtschaft – dies im Gegensatz zu sozialistischen Systemen ohne freie Märkte und Preise. Aus diesem Grund bekämpfen die Wirtschaftsverbände nicht nur die Initiative der Grünen, sondern auch den fast so grünen Gegenvorschlag des Bundesrats. Mitte August wird die Umweltkommission des Ständerats über die Vorlage beraten. ○

Umwelt

Grüner Klecks

Berichte zeigen, wie ein Filz von Öko-Aktivisten die Politik beherrscht.

Über einen «Filz von Öko-Aktivisten, Firmen für Alternativenergie und Bürokraten aus der Verwaltung» klagte der britische Umweltminister Owen Paterson, als er vor zwei Wochen zurücktreten musste. Der Minister schimpfte im *Telegraph* über den «Green Blob» (grünen Klecks), der ihm – die Assoziation zum Mob ist wohl gewollt – das Leben schwermgemacht habe: «Ich bekam in wenigen Monaten als Umweltminister mehr Todesdrohungen denn als Staatssekretär für Nordirland.»

Der «Green Blob» habe das Umweltministerium unter der früheren Labour-Führung als Milchkuh missbraucht. «Es handelt sich um nicht viel mehr als anti-kapitalistische Agitprop-Gruppen, die mit Mythen und Lobbying ihr Einkommen maximieren.» Dieser grüne Klecks breite sich vor allem in Brüssel aus, wo die neun grössten Umweltorganisationen in den letzten sechs Jahren 150 Millionen Euro abnahmen: «Die EU-Beamten geben den grünen Organisationen üppige Mittel, damit diese strengere Regulierungen fordern, die wiederum zu grösseren Budgets führen.»

Der gefeuerte Minister sei frustriert und paranoid, höhnten seine Widersacher. Was er anprangerte, gilt aber auch jenseits des Atlantiks: Der US-Senat zeigte in seinem Bericht «The Environmental Chain of Command» («Die Befehlskette der Umweltpolitik»), der vor einer Woche herauskam, «wie ein Klub von Milliardären mit ihren Stiftungen die Umweltbewegung und die Umweltbehörde EPA von Obama kontrolliert».

Der Bericht nennt die steuerbefreiten Stiftungen der IT-Unternehmer William Hewlett und David Packard (HP) sowie Gordon Moore (Intel) und der Familien Heinz (H.J. Heinz) und Walton (Wal-Mart). Er zeigt auch auf, wie über undurchsichtige Kanäle Gelder des Spekulanten George Soros und unbekannter Ausländer in die Bewegung fliessen. Mit dem Besetzen von Posten in der Umweltbehörde, dem Anzetteln von angeblichem Bürgerprotest und dem Beeinflussen von Politik und Medien sorgt der «Green Blob» auf US-Art dafür, dass sich die Öko-Investments seiner Geldgeber lohnen. Über all dies mochten die Schweizer Medien nichts berichten – geschweige denn, über den «Green Blob» auf Schweizer Art.

Markus Schär

Die Schweiz als Karikatur

Im Club Helvétique ziehen einflussreiche Politiker und Professoren von weit links der Mitte über die «Scheuklappen-Schweiz» her und meinen die Mehrheit des Stimmvolks. Ihr Manifest zum 1. August wirft die Frage auf: In welchem Land leben sie? Von Markus Schär

Viele verlieren den Kopf, seit das Volk am 9. Februar knapp entschied, die Zuwanderung in die Schweiz wieder selber zu regeln: Sie drängen auf eine erneute Abstimmung, um den Entscheid umzustossen, und sie fordern bei diesem Urnengang, zu dem der Bundesrat 2016 rufen will, die Schicksalsfrage aufzuwerfen, ob die Schweiz ihre Beziehungen zur EU weiter vertiefen oder abbrechen solle. Niemand aber griff so kopflos in diese kakofone Debatte ein wie einige der Köpfe, die sich für die klügsten des Landes halten.

Es gehe bei der Abstimmung von 2016 darum, ob sich die Schweizer «an heutigen Problemen orientieren» oder «weiter isolieren» wollten, schreckte der Club Helvétique das Volk mit einem Manifest auf, das er vor dem 1. August auf seiner Website und – in einer wohlthuend gekürzten Version – im *Magazin* veröffentlichte: «Es geht um die Schweiz der Zukunft; um die Frage, welche Schweiz wir wollen. Um einen Kulturkampf, in dem sich die Vertreter der Scheuklappen-Schweiz und die Befürworter einer weltoffenen, humanitären Schweiz gegenüberstehen. Um den Entscheid darüber, ob wir, entgegen unserer reichen Erfahrung, das Glück in einer nebulösen Inselschweiz suchen wollen oder in der Mitwirkung an der gemeinsamen Lösung übergeordneter Probleme.»

Club Helvétique? 2005 fanden sich gut zwei Dutzend selbsternannte «Sozialliberale» zur «Pflege des eidgenössischen Staatsgedankens» zusammen, 2009 läuteten sie bereits mit einem Manifest zur Auflösung der Eidgenossenschaft im *Magazin* den Nationalfeiertag ein: «Alle reden von den Bilateralen. Wir reden vom EU-Beitritt.»

Ein Club weitab der helvetischen Mitte

Zum Club zählen vorwiegend ausgediente Politiker und Professoren, also ältere bis alte Männer wie die Ex-Stadtpräsidenten von Zürich und Luzern, Josef Estermann (66) und Urs W. Studer (65), der Fernsehmoderator Ueli Heiniger (70), der Geschichtspräsident Hansjörg Siegenthaler (81) oder der frühere Aargauer Regierungs- und Nationalrat Ulrich Siegrist (69), der Wert darauf legt, dass er der SVP trotz einer Kampfkandidatur mit eigener Liste immer noch angehört. Die Interessanteste ist die deutsche Rechtshistorikerin Regina Ogorek (69), zwischenzeitlich Professorin in Zürich und weiterhin Ehefrau von Peter Forstmoser,

führender Wirtschaftsrechtler und ehemaliger Verwaltungsratspräsident der Swiss Re.

Na und?, lässt sich fragen. Die Club-Mitglieder, darunter auch SP-Nationalrat Andreas Gross, Ex-Skos-Chef Walter Schmid oder Soziologieprofessor Ueli Mäder (Ex-Poch), finden sich alle in der linken Hälfte des Politspektrums, der Club insgesamt dümpelt deshalb weitab von der helvetischen Mitte. In der Schweiz herrscht Meinungsfreiheit, also dürfen sich alle zu den angeblichen Schicksalsfragen des Landes äussern, selbst altersradikale Männer.

Der exzentrische Club kann die Abstimmung um die Grundsatzfrage, so es denn tatsächlich dazu kommt, nicht beeinflussen, er konnte auch bisher mit seinen Manifesten keinerlei Auseinandersetzung auslösen. Dennoch drängt sich eine Kritik des Pamphlets zum neuen Kulturkampf in der Schweiz auf.

Denn einerseits verdichtet das Manifest des Club Helvétique – das mit seiner Diktion und seinen Obsessionen den Medienprofessor Kurt Imhof als Hauptautor verrät – mit seiner Bal-

«Alle reden von den Bilateralen. Wir reden vom EU-Beitritt.»

lung von Schlagworten die konfuse Debatte seit dem 9. Februar. Andererseits verfügen viele Club-Mitglieder über die Möglichkeiten, ihrer Meinung im öffentlichen Diskurs ein weit grösseres Gewicht zu verschaffen, als ihnen als Aussenseitern zukommt. Das gilt für die Rechtsgelehrten René Rhinow und Giuseppe Nay: Der freisinnige Rechtsprofessor und Alt-Ständerat von Baselland sowie der christdemokratische Alt-Bundesrichter und frühere Chef von Bundeskanzlerin Corina Casanova prägten die Bundesverfassung von 1999; sie führten schon bei dieser als «Nachführung» verharmlosten Revision ihren Kulturkampf und drängen jetzt auf eine ausufernde Auslegung der Grundrechte, die sie damals festgeschrieben.

Und es gilt vor allem für die beiden Mitglieder, deren Mitgliedschaft «ruht» – was immer das bei einem Bekenntnis heissen mag: Martin Heller denkt sich nach der Expo 02 auch für die Landesausstellung 2027 eine Identität der Schweiz aus; Roger de Weck, 2009 noch Hauptautor des Manifests für den EU-Beitritt, stieg



«Nebulöse Inselschweiz»: Alt Ständerat Rhinow.



Weitab der helvetischen Mitte: Soziologe Mäder.



«Idée suisse»: SRG-Generaldirektor de Weck.



«Unrechtsstaat»: Alt Bundesrichter Nay.



«Kulturkampf»: Ex-Stadtpräsident Estermann.



Altersradikale Männer: Moderator Heiniger.



Obsessionen: Medienwissenschaftler Imhof.



«Wie Weissrussland»: Rechtshistorikerin Ogorek.



«Zweifelhafter Ruf»: Historiker Siegenthaler.

ein Jahr danach zum SRG-Generaldirektor auf und setzt jetzt seine eigene «idée suisse» durch.

Deshalb die Kritik und die Korrekturen am Zerrbild, das der Club Helvétique von der «Scheuklappen-Schweiz» zeichnet – also von der mal knappen, mal deutlichen Mehrheit der Stimmbürger:

Wählen wir die Scheuklappen-Schweiz, schlagen wir uns erstens auf die Seite der Unrechtsstaaten. Wir brechen mit der Tradition der Grund- und Menschenrechte, die in der Bundesverfassung und in der Europäischen Menschenrechtskonvention verbrieft sind, geben den freiheitlich-demokratischen Rechtsstaat auf und stellen mit der unantastbaren Würde aller Menschen auch jenes Prinzip in Frage, auf dem die Demokratie beruht. Ausserhalb des Europarates haben wir dann in Europa noch genau einen Partner: das autokratische Weissrussland.

Der Club Helvétique beschimpft die Schweiz als Unrechtsstaat, weil das Volk 2010 die Ausschaffungsinitiative annahm und weil die SVP 2012 die Durchsetzungsinitiative nachschob, als sich abzeichnete, dass Bundesrat und Bundesgericht sich weigerten, den Volkswillen umzusetzen. Mit der neuen Verfassungsbestimmung bekam das Land eine klare Rechtsgrundlage (wie sie die Menschenrechtskonvention verlangt), um ausländische Straftäter auszuschaffen. Die Richter beschwerten sich aber, sie könnten deshalb nicht mehr im Einzelfall die Verhältnismässigkeit der Massnahme prüfen – was ihnen das Volk gerade verwehren wollte.

Sowohl das Recht der Staaten, für ihre Sicherheit zu sorgen, als auch jenes der Menschen, ihr Familienleben zu pflegen, stehen in der Menschenrechtskonvention; das Verhältnismässigkeitsprinzip findet sich in der Bundesverfassung von 1999 – von den Kreisen um René Rhinow und Giusep Nay damals reingeschuggelt und jetzt weitestmöglich ausgelegt. Im Einzelfall können diese Prinzipien aber kollidieren. Dann soll gemäss dem Club Helvétique nicht der Souverän entscheiden, was gilt, sondern eine Kammer des Menschenrechtsgerichtshofs, und sei es mit vier zu drei Stimmen. So verurteilten die Richter in Strassburg kürzlich die Schweiz wegen der Ausschaffungen eines Drogendealers aus Nigeria und eines Kriminellen aus Ecuador, der mehrfach mit gefälschten Dokumenten Asyl verlangt hatte: Die beiden Straftäter haben in der Zwischenzeit hier Kinder gezeugt – obwohl sie sich kaum um ihre Familien kümmern, entschieden die Richter, ihr Anspruch auf Familienleben wiege schwerer als das Recht der Schweiz, ihre Ordnung durchzusetzen.

«Nicht selten widerstreben die Strassburger Urteile unserem Rechtsempfinden», schrieb kürzlich in der NZZ Diplomat Paul Widmer, der von 2007 bis 2011 die Schweiz beim Euro-

parat in Strassburg vertrat: «Einerseits gefallen sich einige Richter darin, die Menschenrechte betont <evolutiv> oder <dynamisch> zu interpretieren. Sie dehnen den Geltungsbereich der Menschenrechte zusehends auf neue Gebiete aus, was zu einer <ausufernden Interpretation> (Bundesrichterin Brigitte Pfiffner) führt. Andererseits respektieren sie die Hoheit von nationalen Gerichten zu wenig, indem sie den Ermessensraum für die Umsetzung von Menschenrechten zugunsten einer einheitlichen europäischen Regelung einengen.»

Dank der direkten Demokratie kann das Volk in der Schweiz als einzigem Land bei solchen Fragen mitreden. Die Kritik kommt aber keineswegs nur von Schweizern, sondern auch von Bürgern anderer Länder, die von diesem Recht träumen, vor allem von Briten oder Niederländern – keine schlechte Gesellschaft, wenn es um den liberalen Rechtsstaat geht. Andere Länder wie Italien ziehen die Kreativität der folgenlosen Kritik an den Strassburger Richtern vor: Sie setzen deren Urteile einfach nicht um.

«Abhängigkeit von Steuerflüchtlingen»

Die Schweiz rief deshalb 2010 als Vorsitzende des Europarates zu einer Konferenz nach Interlaken, um den Menschenrechtsgerichtshof neu auszurichten. Trotz einstimmig verabschiedeter Deklaration ging aber seither kaum etwas. Der britische Premierminister David Cameron kündete deshalb Mitte Juli an, sein Land werde künftig wieder selber über Menschenrechtsverletzungen entscheiden – selbst wenn Grossbritannien dafür aus dem Europarat austreten müsse.

Fazit: Der Club Helvétique verbreitet Unsinn, wenn er behauptet, die Schweiz finde sich in der Gesellschaft von Unrechtsstaaten, und die Demokratie stelle auf die Gleichheit der Menschen und «ein allgemeingültiges Recht auf politische Teilhabe» ab – keine Demokratie der Welt kennt gleiche Rechte für alle Menschen, unabhängig von ihrem Aufenthaltsstatus.

Wählen wir die Scheuklappen-Schweiz, entscheiden wir uns zweitens für eine Aussenwirtschaftspolitik, die den innovativen KMU Steine auf den Weg zum globalen Markt legt und die Desindustrialisierung des Landes vorantreibt. Zugleich bleiben wir beim Rosinenpicken, richten für multinationale Unternehmen Steuernischen ein und geraten immer mehr unter den Druck der OECD-Länder und in Abhängigkeit von Steuerflüchtlingen und standortoptimierenden Unternehmen zweifelhaften Rufs.

Der Club Helvétique beweist nicht ganz so viel Sachverstand wie die Spitzen der französischen Politik: Der heutige Wirtschaftsminister Arnaud Montebourg drohte der Schweiz nach dem 9. Februar «als Vergeltung» Handelsrepressionen an, die unser Land in die Verar-

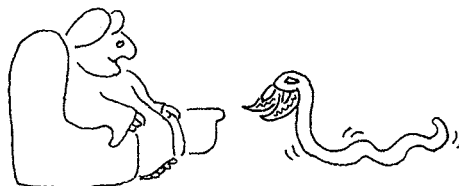
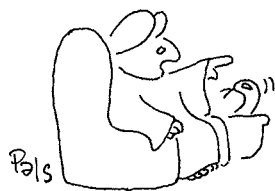
mung treiben würden. Der Politiker in seinem Furor (weshalb eigentlich, wenn sich die Schweizer selber schaden?) vergass dabei nur: Einerseits sorgen die Freihandelsabkommen und die Welthandelsorganisation WTO für einen zivilen Umgang im Interesse aller, andererseits nützen normale Beziehungen der EU mehr als der Schweiz – die EU erzielte 2013 gegenüber der Schweiz als ihrem zweitwichtigsten Absatzmarkt einen Handelsbilanzüberschuss von 75 Milliarden Euro, das entspricht ihrem Handelsbilanzdefizit gegenüber China.

«Ein offener Zugang zum Markt und zum Rechtsraum der EU ist nicht für alle Player gleich wichtig», behauptet der Club Helvé-

Der Club Helvétique weiss nichts von der Schweizer Wirtschaft, für die er angeblich kämpft.

tique: «Nestlé, UBS, CS, Swiss Re, Novartis und Ems-Chemie [bei der Übernahme durch Blocher ein KMU!, die Red.] etc. bewegen sich routiniert über alle Landesgrenzen hinweg.» Dagegen seien die innovativen KMU auf den «Rechtsschutz durch Staatsverträge» angewiesen – sie würden also unter gestörten Beziehungen zur EU als hilflose Opfer leiden.

Die Politiker und Professoren verkennen die Stärke und überschätzen das Gewicht der KMU. Seit dem 19. Jahrhundert, als Sulzer, Rietter oder Nestlé noch Start-ups waren, wissen sich die Schweizer Unternehmen auf den Weltmärkten zu behaupten, auch ohne WTO oder EU – anders können sie mit ihrem winzigen Heimmarkt nicht überleben. Hermann Simon führt denn auch in seinem Buch «Hidden



Champions» 131 solche kaum bekannten Weltmarktführer aus der Schweiz auf, mehr zählen nur Deutschland, die USA und Japan.

Die Schweiz hat aber gar keine reine KMU-Wirtschaft, wie eine Studie von Avenir Suisse zeigt: Die KMU schaffen rund ein Drittel des Bruttoinlandprodukts, die Multis ebenso viel. Diese sorgen auch dafür, dass die Schweiz bei der Innovationskraft an der Weltspitze steht: Auf der Liste der fünfzig wichtigsten Antragsteller des Europäischen Patentamtes finden sich immer fünf bis acht Schweizer Multis. Der neuste Schweizer Exportschlager, das Zwei-Milliarden-Geschäft mit Nespresso-Kapseln, wuchs aus einem Verbund von KMU mit dem Giganten Nestlé.

Und sonst: Eine Desindustrialisierung gibt es hierzulande nicht, die Schweiz ist – mit einem Anteil des zweiten Sektors, der seit 1990 trotz Globalisierung gleich bleibt – das mit Abstand am stärksten industrialisierte Land der Welt. Das Steuersystem zugunsten von Multis baut die Schweiz unter dem Druck von OECD und EU derzeit um, obwohl die rot-grünen Kantone Genf und Basel-Stadt nicht wissen, wie sie ihre sozialen Wohltaten noch finanzieren können. Und die Wirtschaft ist uneins, was sie von Abkommen mit der EU halten soll, gerade die aktuell betroffene Elektrizitätsbranche: Die automatische Übernahme von EU-Recht sei ein zu hoher Preis für ein Stromabkommen, sagt Verbandschef Kurt Rohrbach.

Fazit: Der Club Helvétique weiss nichts von der Schweizer Wirtschaft, für die er angeblich kämpft. Mit seiner Politik würde er gerade die Standortvorteile opfern, dank denen sie seit zwei Jahrhunderten an der globalen Spitze steht.

Wählen wir die Scheuklappen-Schweiz, entscheiden wir uns drittens für ein sozial- und fiskalpolitisch kaltes Land, das mit den Sozialwerken das Erbe der letzten hundertfünfzig Jahre, den gesellschaftlichen Konsens, den Wohlstand und den Arbeitsfrieden, aufs Spiel setzt. Wir wählen eine Schweiz, die vor Armut und Ausgrenzung die Augen verschliesst, weil sie sich weder um deren Ursachen noch um deren Opfer kümmern will; und schliesslich entscheiden wir uns für eine Schweiz, die die traditionelle Familie mit ihren Geschlechterrollen zum Muster und Massstab erklärt.

Der Club Helvétique verschweigt alle Daten zum Land, das er als «sozial- und fiskalpolitisch kalt» verschreit – weil sie seine pathetischen Thesen widerlegen. Quer durch alle Schichten geht es den Schweizern heute besser als vor zehn Jahren; die Erwerbsbeteiligung erreicht Weltrekordwerte. Gerade die Tief-löhne stiegen, entgegen dem Trend in der OECD, kräftig an – der Gewerkschaftsbund rühmt sich deshalb für seine aggressiven Kampagnen.

Dennoch stiegen die Kosten der Gemeinden für die Sozialhilfe zwischen 2003 und 2012 von 1,2 auf 2,4 Milliarden Franken. Die Sozialhilfequote liegt bei den Schweizern bei 2,2 Prozent, bei den Ausländern bei 6,3 Prozent; der grösste Teil der Hilfsgelder geht an Menschen, die nicht in «traditionellen Familien» leben, gerade um ihre Ausgrenzung zu verhindern. Und die Kosten von Bund und Kantonen für die Ergänzungsleistungen schnellten in diesen zehn Jahren gar von 1,2 auf 4,4 Milliarden hoch. Die offizielle Armutsgrenze liegt in der Schweiz bei einem Monatseinkommen von 2200 Franken für eine Einzelperson und von 4050 Franken für eine vierköpfige Familie – das mittlere verfügbare Haushalteinkommen in der OECD bei rund 1600 Dollar.

Bei der Arbeitslosen- und vor allem bei der Invalidenversicherung (IV) gelang es mit behutsamen Massnahmen, wenigstens die Explosion der Ausgaben zu stoppen; bei der IV drückt wegen der allzu grosszügigen, also verantwortungslosen Politik der letzten zwanzig Jahre aber immer noch ein Schuldenberg von 14 Milliarden. Die weitsichtigen Eingriffe stehen der AHV, den Pensionskassen und dem Gesundheitssystem noch bevor. Sie lassen sich nur mit Mühe beschliessen, weil sich die angeblich kaltherzigen Schweizer in ihrer gros-

Quer durch alle Schichten geht es den Schweizern heute besser als vor zehn Jahren.

sen Mehrheit gegen jede Massnahme wehren, die sie als unsozial beurteilen. Wenn sie nichts tun, verhalten sich die Schweizer aber wirklich unsolidarisch: Die ältere Generation, die über ihre Verhältnisse lebt, lässt die jüngere die Rechnung bezahlen.

Fazit: Der Club Helvétique lebt in einem anderen Land.

Der ebenso arroganten wie ignoranten Karikatur der «Scheuklappen-Schweiz» stellen die Politiker und Professoren im Club ihre «welt-offene und humanitäre Schweiz» entgegen: die «bessere Schweiz», die in allen Krisen der Welt vermittelt, das Diktat der Strassburger Richter annimmt, die Standortvorteile im Wirtschaftswettbewerb opfert, die globale Umwelt rettet, die «kreative kulturelle und wissenschaftliche Reflexion» pflegt und die «sozial- und fiskalpolitische Gerechtigkeit» erzwingt, wie sie die Vordenker fordern.

Und sie wollen die Schweizer nötigen, sich bei der angeblichen Grundsatzabstimmung, die 2016 stattfinden soll, zwischen den zwei Hirnkonstrukten zu entscheiden. Damit verkennen sie gerade die grösste Qualität der Schweizer: ihr Geschick, einfallsreich und verantwortungsbewusst alltagstaugliche Lösungen zu finden – mit klarem Kopf.

Aussensicht

Vorbild für die Welt

Der Club Helvétique sollte das Schweizer Modell eher exportieren als torpedieren. Von Wolfgang Koydl



Mehr Bürger: Appenzeller Landsgemeinde.

Die britische Wochenzeitung *The Economist* gehört zu den wenigen funkelnden Diamanten in einer international eher glanzlosen Medienlandschaft. Ihre Beiträge sind fundiert, gründlich recherchiert, witzig und meist ziemlich klug. Vor einiger Zeit veröffentlichte das Blatt einen mehrseitigen Essay, der sich mit den Herausforderungen beschäftigte, denen sich die Demokratie in westlichen Gesellschaften gegenüber sieht. Wenn nichts geschieht, so der Tenor des Artikels, würden unsere Freiheiten akut bedroht.

Wie es seine Art ist, unterbreitete der *Economist* zahlreiche mögliche Lösungs- und Verbesserungsvorschläge. Es war ein bewegtes Plädoyer für mehr Bürgerbeteiligung und Mitsprache, für mehr Föderalismus und Subsidiarität, für mehr Transparenz und für die Beschränkung der Macht einer von den Wählern zusehends entfremdeten Klasse von Berufspolitikern. Kurz: Mehr Bürger, weniger Staat.

Die Utopie existiert

Was das Blatt also im Grunde genommen beschrieb, war das politische System der Schweiz – allerdings ohne das Land auch nur mit einem einzigen Wort zu erwähnen. Offenkundig wusste man in London

nicht, dass die Utopie einer runderneuernten Demokratie längst existiert – und nicht etwa bei einem von jeglicher Zivilisation abgeschnittenen Eingeborenentamm in Borneo oder im Amazonas, sondern mitten in Europa – dort, wo auch der eine oder andere *Economist*-Redakteur Skiferien macht.

Es ist das betrübliche Schicksal der Eidgenossenschaft, dass sie im benachbarten Ausland meist nur wegen der falschen Attribute bekannt ist, sei es Schokolade oder Schwarzgeld. Für ihr politisches System hingegen interessieren sich im Detail weder Deutsche noch Franzosen, und schon gar nicht weiter entfernt lebende Europäer. Langweilig und kompliziert, gähnen sie, wenn man ihnen von Volksinitiativen und vom Milizsystem erzählt.

Dieses Desinteresse mutet umso paradoxer an, als immer mehr Europäer mittlerweile genau das wollen, was den Schweizern als Geburtsrecht in die Wiege gelegt worden ist: die Möglichkeit, als erwachsene, vernunftbegabte Wesen selbst über ihre ureigenen Angelegenheiten befinden zu dürfen, und dies möglichst in überschaubaren, vertrauten, landsmannschaftlichen Regionen zu tun. Kurz: Mehr Bürger, weniger Staat.

Frische Energie

«Die Schweiz täte anderen Ländern einen Riesengefallen, wenn sie ihre politische Ordnung im Ausland bekannter machen würde», meint denn auch der Princeton-Historiker Harold James. Damit würde sie den kränkelnden Demokratien in Europa und Amerika frische Energie einflössen – was auch der Schweiz selbst zugutekäme.

Leider widerspricht es dem Schweizer Nationalcharakter, die eigenen Leistungen lauthals in die Welt hinauszuposaunen. Echte Qualität, so meint der Schweizer, setzt sich von alleine durch. Doch das tut sie nicht. Klappern, so sagt der Deutsche, gehört zum Handwerk.

Worin manche Schweizer allerdings gut sind, ist das Kleinreden, ja Verächtlichmachen eigener Leistungen und Fähigkeiten. Das weitschweifige Pamphlet des Club Helvétique ist nur ein besonders trauriges Beispiel. Die Schweiz soll ihr Modell exportieren und nicht daheim torpedieren. Das schuldet sie der Welt.

Die Tantra-Theologin

Die Tantra-Masseurin Lea Söhner engagiert sich für mehr Lust und handwerkliches Können im Sexgewerbe. Die ehemalige Diakonin stört sich daran, dass Frauen automatisch als Opfer gelten, wenn sie im Milieu arbeiten. *Von Alex Baur und Basil Stücheli (Bild)*

Gegen aussen wirkt das «Dakini», untergebracht in einem nüchternen Gewerbebau gleich hinter dem Zürcher Hallenstadion, wie ein beliebiges Büro oder eine Kanzlei. Erst wer die verspielt dekorierten, ätherisch deodorierten, pastellfarbenen illuminierten und mit sphärischen Klängen berieselten Räumlichkeiten betritt, kommt auf die Idee, dass es hier nicht um Akten und Aktien geht. Sondern um handfeste Erotik. Ausser Matratzen auf den Fussböden gibt es keine Möbel. Mehr braucht es auch nicht. Die Tantra-Massagen, die im «Dakini» angeboten werden, sind reine Handarbeit, bisweilen freilich unter Einsatz des nackten Körpers am nackten Körper. Doch davon später.

Geschäftsführerin Lea Söhner ist eine äusserst lebenswürdige Frau. Nur selten packt sie der heilige Zorn. Etwa damals, als die studierte Diakonin über Umwege erfuhr, dass die evangelische Kirche in Deutschland wegen ihrer sinnlichen Massagen heimlich eine Schnüffelakte über sie führte. Oder etwa vor gut zehn Jahren, als sie ihr erstes Etablissement in der Schweiz eröffnete.

Banker, Pensionskassenverwalter oder Versicherungsmanager, so musste sie damals erfahren, nehmen ihr Angebot zwar gerne in Anspruch; doch sie lassen die ihnen anvertrauten Liegenschaften lieber leer stehen, als dass sie diese dem Erotikgewerbe zur Verfügung stellen. «Reputationsrisiko», hiess jeweils die knappe Begründung. Reputation? Die wird von privaten Vermietern gerne mal mit einem saftigen Aufpreis in Rechnung gestellt (was beim jetzigen Vermieter, wie sie betont, indes nicht der Fall sei).

Umkehr der Unschuldsvermutung

Dabei ist das, was Lea Söhner betreibt, nicht nur völlig legal. Sie hatte auch nie das Gefühl, etwas Böses zu tun, im Gegenteil. Seit die vormalige Diakonin Mitte der 1990er Jahre unter Anleitung des Berliner Sexologen Andrea Rothe die tantrische Erotik entdeckt hat, ist diese zusehends ins Zentrum ihrer Existenz gerückt, wurde zu Beruf und Berufung. Mit deutscher Gründlichkeit hat Söhner stets darauf geachtet, alle Regeln und Auflagen peinlichst einzuhalten. Und das ist insofern eine besondere Leistung, als die strengen behördlichen Vorgaben für die Erotikbranche oft widersprüchlich sind und sich bisweilen schnell ändern können.

Es herrscht eine Art Umkehr der Unschuldsvermutung: Wer korrekt arbeitet, muss dies

beweisen, ansonsten geht der Staat vom Gegenteil aus. Wer einen Erotiksalon betreibt, steht mit einem Bein stets im Gefängnis. Was früher im Namen der Sittlichkeit propagiert wurde, läuft heute unter dem Motto «Schutz der Frauen». Doch das eine, meint Söhner, ist so heuchlerisch und verlogen wie das andere. Die altbekannte Doppelmoral in einem neuen Gewand.

Zum Beispiel die Sache mit den Arbeitsverträgen. Aus strafrechtlicher Sicht sind solche unzulässig, Lea Söhner darf ihren Mitarbeiterinnen keinerlei Auflagen machen, sie darf ihnen nicht einmal Kurse zur Fortbildung vorfinanzieren – das könnte als «Förderung der Prostitution» (Art. 195 StGB) oder gar als «Menschenhandel» (Art. 182 StGB) ausgelegt werden.

Erotikmasseurinnen sind demnach Selbständigerwerbende – allerdings nicht für die Steuerbehörden. Namentlich die Mehrwertsteuer wird bei der Chefin eingetrieben (die sie strafrechtlich betrachtet gar nicht sein darf). Als diese Praxis eingeführt wurde, stellten die Ämter rückwirkend auf Jahre hinaus Nachforderungen. Derartige juristische Kapriolen trieben das «Dakini» mehr als einmal an den Rand des Ruins. Und wehe, wenn einmal eine Frau ohne Arbeitsbewilligung hier arbeiten sollte.

Dem Goodwill der Beamten ausgeliefert

Das gilt natürlich nur, wenn der Staat nicht selber als Zuhälter am Werk ist. Für die Sexboxen, welche die Stadt Zürich den Strassen dirnen an der Depotstrasse zur Verfügung stellt, gibt es keine derartigen Abgaben und Verantwortlichkeiten. Die Sozialarbeiter, die hier das Sexgeschäft überwachen, müssen

auch nicht mit überfallartigen und peinlichen Polizeikontrollen durch die Abteilung Milieu- und Sexualdelikte rechnen, wie sie bei privaten Erotikbetrieben üblich und gesetzlich vorgesehen sind. Im «Dakini» muss deshalb neben den Sexarbeiterinnen von Gesetzes wegen immer eine Betriebsleiterin (die es, wie gesagt, gemäss Strafgesetz gar nicht geben dürfte) anwesend sein, damit diese gegenüber der Polizei zu jeder Tages- und Nachtzeit die Bücher öffnen kann.

Wenn die Welt voller Verbrechen ist – warum stehen dann nicht die Banken und Treuhänder unter der scharfen Obhut des Betrugsdezernats? Stellt man etwa die Spitäler unter die Aufsicht der Sektion Leib und Leben? Man könnte auch Schulen und Kirchen unter die Kuratel der Abteilung Milieu- und Sexualde-

Wer nackte Haut im engen Körperkontakt scheut, ist hier vermutlich am falschen Ort.

likte stellen. Man hört ja allerlei aus diesen Branchen. Natürlich wäre das unerträglich. Doch in der Erotikbranche gelten andere Massstäbe. Damit hat der heilige Zorn von Lea Söhner zu tun.

Nun könnte sie sich einfach vom etablierten Sexgewerbe distanzieren. Tantra-Massagen sind zwar eine hocherotische Angelegenheit, es geht auch mal deftig zur Sache bis zum orgiastischen Happy End, und wer nackte Haut im engen Körperkontakt scheut, ist hier vermutlich am falschen Ort. Anders als bei der herkömmlichen Prostitution sind die Geschlechtsteile der Massierenden (nicht immer, aber in der Regel eine Frau) allerdings für den Gast (nicht immer, aber in der Regel ein Mann) tabu. Die Tantra-Masseurin hat die volle Kontrolle über ihren Kunden, der sich ihren Künsten passiv ausliefert. Das ist ein wesentlicher Unterschied zur herkömmlichen Prostitution, die sich auch in einem anderen Milieu abspielt. Doch Söhner mag sich, zumindest moralisch, nicht von ihren Schwestern im horizontalen Erotikgewerbe distanzieren. Abgesehen davon macht das Gesetz in der Schweiz diesen Unterschied auch nicht: Ob Tantra- oder Bordell-Erotik – für den Staat ist das einerlei.

Anders als in den meisten umliegenden Ländern ist die Prostitution in der Schweiz seit über hundert Jahren nicht mehr strafbar.



Ein richtiger Sportsmann fischt nicht mit einer blutigen Drohne, mein Herr.



Es war ihr «zu verkopft»: Lea Söhner (vorne) mit zwei Mitarbeiterinnen.

Verpönt war sie trotzdem immer, in jüngerer Zeit sind sogar wieder Rufe nach einem Verbot laut geworden. Eine vom Bund einberufene «nationale Expertengruppe» erteilte zwar dieser Radikalforderung eine Absage. Doch der kürzlich veröffentlichte Expertenbericht mit dem Titel «Schutzmassnahmen für Frauen im Erotikgewerbe» zeigt klar, in welche Richtung es gehen soll: Das Sexgewerbe wird toleriert als eine Art unausweichliches Übel, aber nur, damit man es staatlich besser kontrollieren und die Frauen beschützen kann. Vor wem sie beschützt werden sollen, ist aller-

dings nebulös. Es stellt sich daher auch die Frage: Und wer schützt die Beschützten vor ihren Beschützern?

Lea Söhner betont, dass sie sich über die Schweizer Behörden nicht beklagen könne. In der Praxis hätten sich diese stets als pragmatisch erwiesen. Doch wenn es etwas zu beklagen gäbe, würde sie das wahrscheinlich nicht laut tun – schliesslich muss sie mit diesen Behörden arbeiten. Und hier liegt das Problem: Söhner ist wie jede andere Erotikanbieterin dem Goodwill der Beamten auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Denn der Handlungs-

spielraum der Behörden ist in Anbetracht der nebulösen und widersprüchlichen Gesetzeslage gross. Das wiederum bedeutet Willkür und Rechtsunsicherheit – das schlimmste Gift für jedes Geschäft.

Wenn die soziale Ächtung von Prostituierten heute vielerorts Geschichte ist, dann nur, weil sie als Opfer wahrgenommen werden. Für Söhner – wieder steigt der Puls – ist das eine Frechheit, ein «Übergriff, versteckte Gewalt». Sicher gebe es Einzelfälle von Zwang und Ausbeutung, doch das sind nach ihrer Wahrnehmung seltene Ausnahmen, wie sie auch in anderen Berufen vorkommen. Warum, so lautet demnach die Kardinalfrage, macht das eine Frau? Kann eine Sexarbeiterin Spass an ihrem

Es stellt sich auch die Frage: Und wer schützt die Beschützten vor ihren Beschützern?

Beruf haben? – «Ja, hoffentlich – mal mehr, mal weniger, wie in jedem anderen Beruf.» Sich darüber freuen, einem fremden Mann eine erotische Freude zu bereiten? Feministen und Feministinnen mögen ob der Vorstellung Magenkrämpfe kriegen. Für Lea Söhner ist es das Normalste der Welt. Mit einer kleinen Anmerkung: Zwanzig Prozent der Gäste des «Dakini» seien inzwischen Frauen, männliche Masseur werden auch angeboten, sind allerdings seltener gefragt.

In die Seele eines Menschen zu blicken, ist bekanntlich schwierig. Halten wir uns also an die Fakten. Die Masseurinnen im «Dakini» haben alle noch einen anderen Beruf. Etwa: Bauhandwerkerin, Übersetzerin, Bäuerin, Lehrerin, Psychotherapeutin, Katechetin, kaufmännische Beamtin, Krankenpflegerin, Hotelfachfrau. Sie kommen also fast ausnahmslos aus Branchen, in denen es mehr als genug relativ gut bezahlte Jobs gibt. Und sie haben sich trotzdem, oft in Teilzeit, für professionelle Tantra-Massagen entschieden. Warum?

Eine Antwort findet sich im Werdegang von Lea Söhner, die aus einer kinderreichen, pietistisch-reformierten Familie stammt. Nach der Ausbildung zur Katechetin war sie im seelsorgerischen und sozialen Bereich tätig. Sie befasste sich damals auch intensiv mit der feministischen Theologie. Doch das war ihr alles «zu verkopft». Und irgendwann stiess sie auf das altindische Tantra, das Sinnlichkeit und Erotik nicht ausgrenzt, sondern vielmehr ins Zentrum des Lebens stellt. Heute massiert sie selber kaum noch, sondern wirkt als Lehrerin und Geschäftsführerin.

Man könnte es vielleicht so auf den Punkt bringen: Statt das Schlechte zu bekämpfen, das es in der Sexbranche zweifellos auch gibt, versucht sie, das Gute zu fördern und zu pflegen. ○

«Es braucht einen Hammer zuoberst»

Seit 75 Jahren baut Pilatus Flugzeuge für den Weltmarkt. Noch nie war das Nidwaldner Unternehmen so erfolgreich wie heute. Am Nationalfeiertag präsentierte VR-Präsident Oscar J. Schwenk den neuen Business-Jet PC-24: mit grimmigem Selbstbewusstsein. *Von Peter Keller*

Hustet die Pilatus Flugzeugwerke AG, so sagt man hier, bekommt Nidwalden Fieber. Das auf Trainingsflugzeuge für Militärpiloten und Business-Flieger spezialisierte Unternehmen beschäftigt rund 1800 Mitarbeiter, bildet 100 Lehrlinge aus und ist mit Abstand der grösste Arbeitgeber im Kanton mit seinen gut 40 000 Einwohnern. Ein Klumpenrisiko mit Flügeln.

Andererseits: Schmunzeln die Pilatus-Flugzeugwerke, dann strahlt ganz Nidwalden. So wie am 1. August, als das Unternehmen zum Rollout, zur ersten öffentlichen Präsentation, des neu entwickelten Business-Jets PC-24 einlud. Der Anlass geriet zum Volksfest mit mehreren zehntausend Besuchern – und zur persönlichen Genugtuung für Oscar J. Schwenk, der die Firma seit Jahrzehnten prägt und ihr erst die zusätzliche Ausrichtung auf einmotorige Mehrzweckflugzeuge (PC-12) verpasst hat, wie sie beispielsweise von den australischen Buschärzten genutzt werden, und nun auf die kommende Generation mit Düsenantrieb (PC-24) setzt.

Herr Schwenk, Sie haben den Rollout bewusst auf den Nationalfeiertag gelegt. Warum?

Es gab zuerst Bedenken wegen der ausländischen Gäste. Die hätten mit der Schweiz und unserem Nationalfeiertag eigentlich nichts am Hut. Aber das stimmt nur auf den ersten Blick, denn sie kaufen unser Produkt, ein Schweizer Produkt. Daher ist es wichtig, dass unsere Kunden aus der ganzen Welt wissen, wer ihr Flugzeug produziert, und sehen, wie die Pilatus von der einheimischen Bevölkerung getragen wird.

Also ein Plädoyer für den heimischen Werkplatz am Schweizer Nationalfeiertag?

Nicht nur ein Plädoyer. Statt immer nur davon zu schnorren, stellen wir tatsächlich etwas her, wir schaffen Wertschöpfung. Das ist unser Beitrag zum 1. August. Wir bekennen uns zum Denk- und Werkplatz Schweiz. Mit einem neuen Flugzeug, Swiss made! Hier in Stans am Bürgenberg ist unsere Firma vor 75 Jahren entstanden. Hier in Stans sind wir gewachsen, und hier in Stans wollen wir auch in Zukunft Flugzeuge entwickeln, produzieren und weltweit verkaufen.

Traktoren, Fahnschwinger, Jodeldarbietungen, Schweizerpsalm und dazu ein neuer Business-Jet: Wie kam diese Mischung aus Bratwurst und Hightech bei Ihren ausländischen Gästen an?

Ich bekam viele Reaktionen. Sie hatten ein solches Fest nicht erwartet, und schon gar nicht, dass man einen Nationalfeiertag mit einem Firmenjubiläum verbinden kann und dass dann noch ein Regierungsmitglied erscheint. Das war für viele unserer ausländischen Kunden fast unglaublich. Sie waren hell begeistert. Zudem wollten wir unseren Familiengedanken leben, der mir sehr wichtig ist: Kunde, Verkäufer, Handwerker, Entwickler, Chef – wir gehören alle zusammen.

Am frühen Morgen lauern Wolken rund um die Berge: Trittst im nebligen Morgenrot daher. Die Prognose droht mit Regengüssen. Doch ganz plötzlich reisst der Himmel auf. Ein Strahlenmeer ergiesst sich über das Festareal auf dem ehemaligen Militärflugplatz Buochs-Ennetbürgen. Ein leises Motorsummen kündigt den fliegenden Besuch an, dann taucht über dem Hügelzug vis-à-vis eine Pilatus PC-6 Porter auf. Eine Legende, die lebt. Ununterbrochen seit 1959 wird dieses Mehrzweckflugzeug produziert, noch heute verlassen vier bis fünf Stück pro Jahr die Fabrikationshallen.

«Kunde, Verkäufer, Handwerker, Entwickler, Chef: Wir gehören alle zusammen.»

Nicht einmal 150 Meter Piste braucht die Maschine, um abzuheben. Bei der Landung sind es noch weniger, wie sich das raunende Publikum unmittelbar überzeugen kann. Der PC-6 entsteigt der Verteidigungsminister Ueli Maurer. In seiner Rede rühmt er das Schweizer Unternehmertum und wischt die Kritik beiseite, ein Bundesrat dürfe sich nicht für ein privates Firmenjubiläum hergeben, schon gar nicht am Nationalfeiertag. Es seien gerade Unternehmen wie die Pilatus-Flugzeugwerke, die für den guten Ruf der Schweiz im Ausland sorgten und durch ihre Leistung zu Hause Wohlstand schafften.

Das Fest beginnt. Zum Auftakt fahren 75 Oldtimer-Traktoren vor, für jedes Pilatus-Firmenjahr einer. Grün lackierte Bühnen und da-

zwischen einzelne Fahrzeuge der Marke Hürlimann. Beide einst erfolgreiche Schweizer Fabrikanten. Eine Reminiszenz mit Hinter-sinn, wie auch die 24 Militärpferde, die später im gemächlichen Schrittempo den künftigen Hochleistungs-Business-Jet PC-24 auf die Piste ziehen. Mit dem ihm eigenen grimmigen Selbstbewusstsein verweist Schwenk auf die Leistungen früherer Unternehmen. Viele davon seien inzwischen verschwunden oder verkauft worden. Als er ein Bub war, seien zwei Drittel aller Hochseeschiffe mit Sulzer-Motoren angetrieben worden.

Warum gingen so viele Schweizer Perlen wie etwa Sulzer oder Saurer ein, während die Pilatus Flugzeugwerke AG einen Höhenflug hinlegte?



«Statt immer nur zu schnorren, stellen wir

Ich glaube, heute genügt es nicht mehr, lediglich qualitativ hochstehende Produkte herzustellen. Das machen alle anderen Mitbewerber auch. Es liegt mir fern, Erfolgsrezepte zu verkünden. Dafür bin ich nicht geeignet und überlasse das gerne all den Beraterfirmen, die nur so aus dem Boden schiessen! Unser Erfolg und unser Wirken sind geprägt von unseren Kunden aus allen Erdteilen. Kunden, die uns mit neuen Ideen beflügelt haben. Kunden, die tagtäglich mit unseren Produkten ihre Missionen erfüllen und Geld verdienen müssen. Aber auch Kunden, die uns immer wieder stark fordern. Das ist ihr gutes Recht und gleichzeitig unsere Chance, in diesem interessanten aviatischen Umfeld auch in Zukunft erfolgreich tätig zu bleiben.

Sie liessen das Flugzeug von 24 Militärpferden vor die Tribüne ziehen.

Das wollte ich unbedingt, und es brauchte einiges, bis wir die Bewilligung vom Bundesrat erhielten. Es waren ja nicht irgendwelche Pferde, sondern Freiburger, eine Rasse, die für die Schweiz steht und zu der man schauen muss, dass sie weiter existiert. Aber haben Sie auch die zwei Maul-

tiere dazwischen gesehen? (Lacht) Schwierige Tiere, Querdenker. Aber die braucht es. Auch im Unternehmertum.

Keine Frage: Schwenk sieht sich als Maultier unter den Managern. «Mister Pilatus» denkt und handelt wie ein Patron. Er setzte die Entwicklung der PC-12 durch, als der damalige Mutterkonzern Oerlikon-Bührle «von unfähigen Managern», wie er in seiner Rede freimütig erklärt, in den Ausverkauf getrieben

«Ich bin ein Macher. Ich will mit dem Grind durch die Wand, wenn ich für etwas kämpfe.»

wurde. «Wir mussten wegen des stark schwankenden Militärmarktes ein zweites Standbein aufbauen. Keine einfache Sache, alle Sieben-gescheiterten und Schriftgelehrten hatten die PC-12 schon begraben, bevor sie geflogen war.» Schwenk setzte sich durch. Seither hat die Pilatus-Gruppe mehr als 1300 Flugzeuge dieses Typs verkauft, und die Pilatus Flugzeugwerke AG ist zu einer eigenständigen Unternehmung geworden, nicht börsenkotiert, nicht

bankenfinanziert, gehalten von einer Gruppe Schweizer Investoren.

Aufgewachsen ist Oscar J. Schwenk in einem Familienbetrieb. Der Vater führte ein Maler- und Gipsergeschäft. Am Mittagstisch war der Betrieb immer ein Thema. Wenn Rechnungen nicht bezahlt worden seien oder im Winter zu wenig Arbeit vorhanden war, habe man das hautnah gespürt. Trotzdem wollte er immer unternehmerisch arbeiten. Während die Konkurrenz schläft, steht Schwenk auf: morgens um vier Uhr. «Im Moment führe ich dieses PC-24-Projekt durch. Es braucht einen Hammer zuoberst, der das Ganze zusammenbringt.» Er bringe die Erfahrung mit. «Ich habe schon einige Flugzeuge mit Pilatus entwickelt und gebaut.»

Schwenk ist ein Klartexter. Er kritisiert die «überbordende Bürokratie» der Luftfahrtbehörden, die Akademisierung der Berufswelt, die staatliche Wirtschaftsförderung, aber auch die spekulationsgetriebene Wirtschaft.

Sie geizten in Ihrer Ansprache nicht mit politischen Statements. Warum engagieren Sie sich nicht selber in der Politik?

Ich bin kein Politiker. Ich bin ein Macher. Ich will mit dem Grind durch die Wand, wenn ich für etwas kämpfe. Es braucht im politischen Betrieb jedoch sehr viel Zeit, einen Konsens zu finden. Ich habe diese Geduld nicht, was nicht heisst, dass ich nicht dafür wäre, alle Meinungen unter ein Dach zu bringen. Aber der Zeitrahmen muss abgesteckt sein. Die Zeiten sind vorbei, wo ein Fabrikherr um zehn Uhr morgens zuerst zum Coiffeur spazierte, sich eine Zigarre anzündete und dann etwas politisieren ging, während jemand anders das Unternehmen führte. Die Pilatus lebt vom Export. Es ginge zeitlich gar nicht. Wir reisen viel herum. Ich engagiere mich, indem ich sage, was ich denke.

Das Vertrauen der Kunden in die 75-jährige Pilatus Flugzeugwerke AG ist immens. Innert Stunden waren 84 Bestellungen eingegangen. Ausverkauft. Nächstes Jahr sollen Testflüge stattfinden, 2017 die Kunden beliefert werden. Die PC-24 ist geplant als erster Business-Jet weltweit, der serienmässig mit einem Frachttor ausgestattet wird und auf sehr kurzen Pisten, sogar auf Naturpisten, starten und landen kann.

Auf dem Festareal wird der Prototyp bestaunt und besprochen. Einer meint lachend: «Bei der Pilatus haben 84 Kunden einen Papierflieger bestellt. Hier geht das ... aber beim Gripen nicht.» Die Erklärung liefert Schwenk in seiner Ansprache: «Der Kunde ist unsere einzige Berechtigung, Flugzeuge zu bauen.» Und die Kunden wollen diese PC-24 ganz offensichtlich.

Peter Keller ist Nationalrat (SVP) von Nidwalden und nahm als Gast am Rollout der PC-24 teil.



tatsächlich etwas her»: Pilatus-Chef Schwenk mit der PC-24.

Die Akademisierungsfalle

Jugendarbeitslosigkeit in Europa, Taxifahrer mit Philosophie-Doktorat und der missverstandene Trend zur «Wissensgesellschaft» – das Beispiel Schweiz zeigt, dass nicht jeder an die Uni muss. Stattdessen sollte die Berufsausbildung gepflegt werden. *Von Rudolf H. Strahm und Mischa Christen (Bild)*

Ich meine nicht, dass das Schweizer Bildungssystem das beste und einzig wahre sei auf der Welt. Aber das duale Berufsbildungssystem, wie es in deutschsprachigen Ländern parallel zu guten Universitäten praktiziert wird, entpuppt sich rein empirisch als das weltbeste!

Gewiss, es braucht Universitäten und technische Hochschulen, und ich wäre der Letzte, der eine Senkung der Maturitätsquote für die Schweiz fordern würde. Aber die duale Berufsbildung ist eindeutig überlegen in der Fähigkeit, Jugendliche auf breiter Front in den Arbeitsmarkt zu integrieren.

Und sie ist auch entscheidend für die Innovations- und Konkurrenzfähigkeit von Industriegesellschaften auf dem Weltmarkt. Schon allein die in meinem Buch verständlich zusammengefassten Wirtschafts- und Sozialindikatoren – und es gibt deren viele mehr – sprechen deutlich für die Überlegenheit der dualen Berufsbildungssysteme in Sachen Arbeitsmarktfähigkeit.

Wir erleben einen Trend zur Akademisierung. Die Berufsbildung muss neben dem Universitätssystem gestärkt werden, sonst geht sie im Akademisierungstrend unter. Denn wo die praktische Berufsausbildung bloss reserviert ist für die Arbeitsmarktintegration der Schwächsten, wie etwa in Frankreich, verliert sie an Reputation und wird zum sozialen Stigma.

Bologneser Titelgläubigkeit

In der Schweiz haben wir das Glück, dass die ländliche Elite und die meisten KMU-Inhaber ihre wirtschaftliche Karriere selber mit einer Berufslehre begonnen haben und dafür sorgen, dass das Berufsbildungssystem technologisch ständig weiterentwickelt wird und sich politisch behauptet.

Mit dem Bologna-System von 1999, das bildungspolitisch von der französischen Bildungselite und, was die Titel betrifft, vom angelsächsischen Raum geprägt ist, wurde ein System über die Berufsbildungsländer Europas gestülpt, das strukturell berufsbildungs- und praxisfremd ist. Es vernachlässigt die praktische Intelligenz und steigert die rein schulisch-kognitive Wissensvermittlung und Wissensprüfung ins Extreme: Was im Bologna-Trend, unterstützt durch die Pisa-Ratings, zählt, ist die Prüfung von schulisch-kognitivem Wissen und schulisch vermittelter Kompetenz.

Und noch mehr: Was aufgrund der Bologna-Doktrin entscheidet, ist der erworbene akademische Titel. In den multinationalen

Grosskomplexen und Verwaltungsbürokratien zählen Bachelor, Master und Dokorate und allenfalls noch nonformale Weiterbildungsabschlüsse wie MAS (Master of Advanced Studies), CAS (Certificate of Advanced Studies) und DAS (Diploma of Advanced Studies). Bezüglich ihrer Bildungsqualität sind die Letzteren besonders problematisch – jeder kann solche Diplome ausstellen – und deren Verleihung ist in der Schweiz und international zu einem Riesenbusiness geworden.

Akademischer Dünkel der Uni-Eliten

Aufgrund dieser Erkenntnis ist es entscheidend für die Berufsbildung, dass den Weiterbildungsstufen innerhalb des Berufsbildungssystems eine angemessene Titeläquivalenz und Reputation zugesprochen wird. Zu diesem Zweck brauchte es eine Koordination der drei deutschsprachigen Berufsbildungsländer, da-

Die Verleihung von Diplomen ist international zu einem Riesenbusiness geworden.

mit ihre Systeme der höheren Berufsbildung eine parallele Titelhierarchie und die ihnen gebührende Titeläquivalenz erhalten (wie zum Beispiel mit dem «Professional Bachelor» und dem «Professional Master»). Es ist bezeichnend, dass der grösste Widerstand in allen drei Ländern aus der Hochschulszene kommt, die aus standespolitischen und Konkurrenzgründen ihren Akademie-Nimbus verteidigt.

Die in meinem Buch beschriebene «Akademisierungsfalle» hat unterschwellig auch eine tiefe kulturpolitische Problematik: Diese besteht in der Kluft zwischen Bildungselite und jener Bevölkerung, die die praktische Intelligenz mehr gewichtet und mit ihr lebt. Ich bin mir nicht sicher, ob ich mit dieser – zugegebenermassen etwas plakativen – Unterscheidung verstanden werde. Der Bildungsdünkel der universitären Elite (in der auch ich mich beruflich und als Dozent bewege) ist kulturell ein Kampf um Deutungshoheit und Herrschaft. Universitäre Forschung, akademische Titel, wechselseitige Zitationen, akademische Schwurbelstile und geringe Wertschätzung gegenüber allem, was nicht zur Bildungselite gehört, sind letztlich Herrschaftsinstrumente.

Auf der Gegenseite dieser Kluft vertieft sich eine voreingenommene antiakademische Grundhaltung (wahrscheinlich hat sie schon

immer bestanden und wurde immer auch politisch vereinnahmt), die ebenso wenig angebracht ist. Vielleicht gerade aus einem mangelnden Selbstwertgefühl heraus entstehen Aversionen gegen die «Akademiker», gegen die Universitäten, ja ein Misstrauen gegen Schule und Lehrpersonen. In der Schweiz manifestierte sich diese verdeckte Aversion in manchen kantonalen Volksabstimmungen gegen das Harmos-Schulkonkordat, im Widerstand gegen den Lehrplan 21, ja sogar in der Grundeinstellung zur Personenfreizügigkeit.

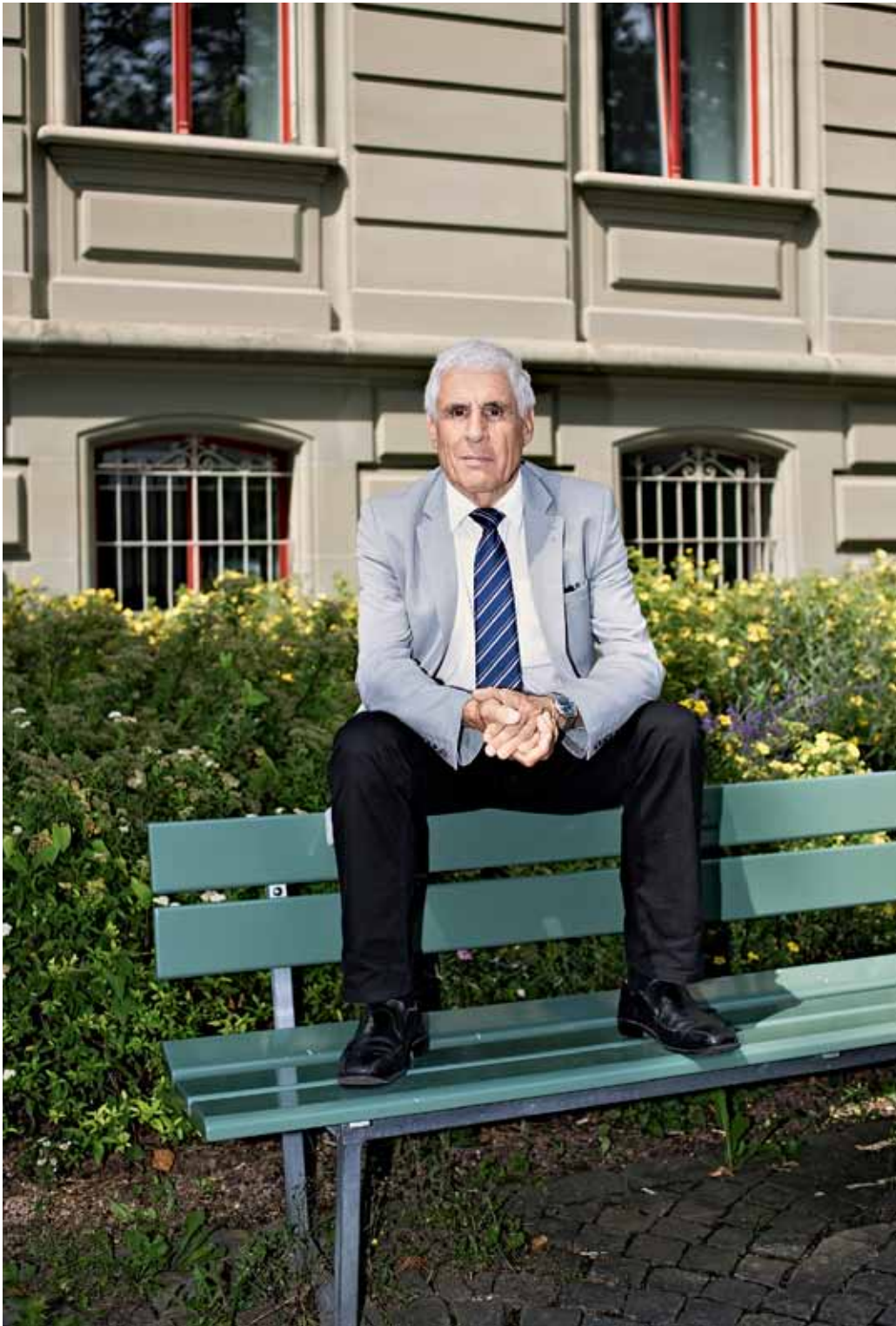
Wären in Deutschland und Österreich Volksabstimmungen möglich, würde sich diese kulturpolitische Kluft wohl ebenso in Abstimmungsergebnissen niederschlagen.

Mein Buch zeigt, wie die «Bildungs- und Wissensgesellschaft» immer mehr in einen Sachzwang für eine akademische Bildung umgebogen worden ist, bis hin zu einer praxisfeindlichen und wirtschaftsfremden Bildungskonzeption. Soweit ich die internationale Szene kenne, finden zumindest in Deutschland und in den USA dazu wichtige Auseinandersetzungen statt.

Ich komme zurück zur Frage nach der Performance des dualen Berufsbildungssystems im Weltmassstab. Immer wieder wird diese Frage aufgeworfen: Wenn die Berufsbildung so überlegen ist, weshalb wird sie von anderen Ländern nicht vermehrt kopiert? Weshalb wird sie nicht stärker mit der Entwicklungspolitik verknüpft? Denn gerade auch für die Entwicklungsländer und Schwellenländer mit ihren gewaltigen Arbeitslosenzahlen und ihren un- oder unterbeschäftigten Universitätsabgängern wäre ja die Berufsbildung eine wichtige Schiene zur Berufsbefähigung. In Afrika gibt es Hunderttausende von unterbeschäftigten Universitätsabgängern, aber kaum einen Elektriker, Mechatroniker, Maurer oder Gebäudeautomatiker, der nach unserem Industriestandard diesen Namen verdienen würde.

Deutschland hat seine Entwicklungszusammenarbeit recht stark auf die Vermittlung von Berufsbildung ausgerichtet, unter anderem durch die staatlich finanzierte GTZ (Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit).

Es hat seine Diplomaten entsprechend instruiert; die deutsche Aussenpolitik ist eine Vermittlerin von Berufsbildungskonzepten. Nicht von ungefähr spricht man in der Welt vom «German Model»; und US-Präsident Barack Obama empfahl in seiner Rede zur Lage der Nation das arbeitsmarktnahe deutsche Berufsbildungsmodell als Vorbild («So those



«Die duale Berufsbildung hat an Prestige gewonnen»: Ökonom Strahm.

German kids, they've been trained for the jobs that are there.» Rede vom 12. Februar 2013).

Defizite bei den Diplomaten

Demgegenüber hat die schweizerische Führung in der Aussenpolitik die Berufsbildung, die eine zentrale Rolle in der frühen Entwicklungshilfe der Schweiz spielte, regelrecht heruntergefahren. Nur gerade zwei Prozent der staatlichen schweizerischen Entwicklungszusammenarbeit und nur ein Prozent ihrer Osteuropa-Hilfe an die EU-Erweiterungsländer («Kohäsionsmilliarde») wurden in den letzten Jahren für eigentliche Berufsbildungsprojekte

eingesetzt. Von den privaten Organisationen der Entwicklungszusammenarbeit ist nur Swisscontact stark in der Berufslehre engagiert.

Diese Ausdünnung der Entwicklungszusammenarbeit der Schweiz hängt auch mit der Personalpolitik zusammen: Die Kader in der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) werden nicht mehr wie früher aus dem Reservoir der erprobten Entwicklungshelfer mit Felderfahrung rekrutiert, sondern über verwaltungsinterne oder diplomatische Karrierejobs. Zudem kennen die meisten Schweizer Diplomaten die Berufsbildung nicht und sind auch nicht in der Lage, diese

den Regierungseliten der Destinationsländer zu erklären. Man könnte despektierlich sagen, auch die Entwicklungszusammenarbeit sei in die «Akademisierungsfälle» geraten.

Damit kein Missverständnis entsteht: Ich denke nicht, dass sich ein duales Berufsbildungssystem rasch in ein Entwicklungsland oder Schwellenland verpflanzen lässt. Denn wo keine Berufsbildungstradition in den Betrieben besteht, findet man weder betriebliche Lehrmeister noch Berufsbildner noch Unternehmer, die sich an einer dualen Lehre beteiligen wollen. Das duale Berufsbildungssystem muss sich historisch entwickeln, und es muss staatlich-entwicklungspolitisch abgestützt werden.

Nichtsdestotrotz liessen sich praxisorientierte Berufsbildungsmodelle wie etwa Lehrwerkstätten nach schweizerischem Muster durchaus exportieren und überall dort implantieren, wo die lokalen Regierungseliten dies wünschen. Die Berufsbildungsländer Schweiz, Deutschland, Österreich sind berufen, ihr Berufsbildungsmodell in die Entwicklungs-, Schwellen- und Transformationsländer zu exportieren. Dies zum Vorteil der Millionen von arbeitslosen Jugendlichen in diesen Ländern und zum Nutzen einer lokalen Wertschöpfung.

Ich beobachte die Berufsbildungsszene und die Arbeitsmarktentwicklung seit Jahrzehnten – habe ich doch die ein Jahrzehnt dauernde Berufsbildungsreform der Schweiz mitverfolgt und mitgestaltet. Ich stelle fest: Gegenüber den 1990er Jahren, als die OECD noch auf die Zusammenlegung von Gymnasien und Berufsschulen drängte und die Berufslehre als Zeichen von Unterentwicklung brandmarkte, hat die duale Berufsbildung wieder an Prestige in der Gesellschaft gewonnen. Die neueren Publikationen der OECD und der EU-Kommission deuten angesichts der grassierenden Jugendarbeitslosigkeit auf eine Wiederbelebung der Berufsbildung hin. Und auch in der Bevölkerung ist die Wertschätzung der Berufslehre vielleicht gar besser als vor zwanzig Jahren. Doch trotz dieser positiven Signale fehlt es der Berufsbildungsszene oft an Selbstvertrauen. Die Medien berichten stets vom Uni-Studium, von Uni-Forschung, von Bologna, Erasmus und Spitzenforschung; die Medienleute kennen und beschreiben die Berufslehre wenig.

Mein Buch soll dazu beitragen, das Selbstvertrauen der Berufsbildungsszene zu stärken und argumentativ zu untermauern.



Dieser Text ist ein leicht gekürzter Vorabdruck aus Rudolf Strahms neuem Buch «Die Akademisierungsfälle. Warum nicht alle an die Uni müssen». Ab 8. August im Hep-Verlag, 240 S., Fr. 34.–

Rudolf H. Strahm, ehemaliger Preisüberwacher und langjähriger SP-Nationalrat, hat eine Berufslehre als Laborant absolviert. Der Ökonom publizierte mehrere Bestseller zur Wirtschaftspolitik.

Israels Recht

Für sein Vorgehen gegen die Hamas muss sich Israel nicht entschuldigen. Auf die Anklagebank gehören diejenigen, die die eigene Bevölkerung immer wieder ins Elend ziehen. *Von Pierre Heumann*

Gaza könnte heute ein Singapur am Mittelmeer sein. Dass der Landstrich zwischen Israel und Ägypten zu den elendsten Gebieten dieser Erde gehört, haben sich die Palästinenser selbst zuzuschreiben. Sie haben die radikalislamische Hamas gewählt, welche die 1,8 Millionen Menschen ins Verderben geführt hat. Damit entschieden sie sich für eine Bewegung, die nie ein Geheimnis aus ihren martialischen Absichten gemacht hat. Die Hamas brüstet sich bis heute damit, das Ende der jüdischen Geschichte voranzutreiben. Und sie setzt alles daran, dieses selbstgesetzte und in der Charta unmissverständlich fixierte Ziel zu erreichen – und sei es auf Kosten der eigenen Bevölkerung.

Israels Schlagabtausch mit der Hamas, dem palästinensischen Ableger der Muslimbruderschaft, ist kein isolierter Kampf. Er findet in einem regionalen Kontext statt, dem Vorrücken der Dschihadisten im Irak, in Syrien, im Libanon und in Libyen. Der Machtzuwachs der Radikalislamisten ist eine direkte Folge des arabischen Frühlings, der den Einfluss vieler Nationen im Mittleren Osten arg reduziert hat. Dieses Vakuum nutzen Islamisten in gescheiterten Staaten wie Libyen, Syrien, dem Irak und in den Palästinensergebieten. Die Dschihadisten beobachten deshalb sehr genau, wie das Ringen zwischen der Hamas und Israel ausgeht.

Der Kampf ist für Europa entscheidend

Der Krieg gegen die Hamas hat auch eine globale Dimension. Ob Bengasi, Berlin, Boston, Brighton, Brüssel oder Burgas: Radikalislamisten schlagen weltweit zu, und sie rekrutieren im Westen junge Menschen, die sich für den Heiligen Krieg begeistern können. Im globalen Krieg gegen den Terror ist Israel an vorderster Front engagiert. Der Kampf gegen die Hamas ist entscheidend für das künftige Leben in Europa oder in den USA. Hamas, Isis, al-Qaida, Boko Haram oder Hisbollah: Sie verachten die Demokratie, die Moderne, letztlich auch das Leben.

Die Unterschiede zu Israel könnten grösser nicht sein. Israel ist Teil der Gemeinschaft demokratischer Staaten. Obwohl die Nation von Anfang an stets und täglich ums Überleben kämpfen musste, umgeben von feindlichen Staaten und Gruppen, die Israel, wenn sie nur könnten, am liebsten ausradieren würden, hat sich das Land in den vergangenen Jahrzehnten zu einer sehr erfolgreichen und innovativen Start-up-Nation entwickelt, in der die

grössten Konzerne der Welt mit Forschungslabors oder Joint Ventures vertreten sind.

Israel war von Anfang an interessiert daran, dass sich auch die Wirtschaft von Gaza erbaulich entwickle. Als sich die israelische Armee und die 8000 Siedler im Jahr 2005 aus dem Gazastreifen zurückzogen und nach 38 Jahren die Besetzung beendeten, hatten die Palästinenser erstmals in ihrer jüngeren Geschichte eine Chance. Es flossen Spendengelder aus dem Westen, und nicht zu knapp. Zudem erhielten die Palästinenser alle Gewächshäuser der israelischen Siedler als Geschenk. Das Präsent hätte Grundlage sein können für eine blühende Landwirtschaft, für Jobs und Einkommen. Die Grenze zu den israelischen Hafenanlagen war offen, dem Export von Früchten und Blumen standen keine Sperranlagen im Weg. Ein gemeinsam mit Israel betriebener Industriepark an der Grenze zwischen Gaza und Israel hatte zuvor rund 5000 dringend benötigte Jobs geschaffen.

Hilfsgelder für Kriegsinfrastruktur

Doch kaum waren die Palästinenser für ihr eigenes Schicksal verantwortlich, begann das Desaster. Ein grosser Teil der Treibhäuser – die Grundlage künftigen Wohlstandes – wurde vom Mob zerstört. Die Polizeikräfte von Präsident Machmud Abbas waren nicht in der Lage, den Vandalismus zu stoppen. Zudem beendete ein Terroranschlag auf den Industriepark das Joint Venture und vernichtete so auf einen Schlag alle dortigen Arbeitsplätze.

Noch schlimmer wurde es, nachdem die Palästinenser im Jahr 2007 die radikalislamistische Hamas gewählt hatten. Statt in die Wirtschaft Gazas zu investieren, baute die Hamas den Küstenstreifen zu einer militärischen Bastion aus. Die ersten Raketen machten den Süden Israels unsicher, während die Hamas im Ausland die hohle Hand machte und Israel für die Not der Bevölkerung verantwortlich machte.

Europa übernahm dieses Narrativ bereitwillig. Es prangerte Jerusalem an, das Elend der Palästinenser durch die Absperrung zu provozieren, spielte den Terror der Hamas herunter – und überwies Hilfsgelder. Die Militanten der Hamas wurden als Freiheitshelden romantisiert. Dass Gaza sein elendes Schicksal eventuell selber zu verschulden habe, war kein Thema. Wie in kolonialen Zeiten sprach der Westen den Palästinensern die Eigenverantwortung für ihr Schicksal ab. Die Warnung,



Direkte Folge des arabischen Frühlings: Israel am

wonach die Hamas die in bester Absicht überwiesenen Hilfsgelder nicht für humanitäre oder wirtschaftlich sinnvolle Zwecke verwendete, sondern in die Kriegsinfrastruktur investierte, wurde in Bern, Brüssel und Berlin als böse Propaganda zurückgewiesen.

So konnte die Hamas den Krieg gegen Israel während Jahren systematisch vorbereiten, unterstützt von westlichen Steuergeldern. Allein, seit sie an der Macht ist, hat sie den Landstrich bereits dreimal in eine Schlacht mit Israel hineingezogen. Das Resultat: jedes Mal verheerend.

Trotzdem hat die Hamas an ihrem Ziel festgehalten, Israel zu zerstören. Sie kaufte Tausende von Raketen und grub Dutzende von Terrortunnels. Dabei beging sie das Verbrechen, die Abschussrampen der Raketen und die Tunnelleingänge in dichtbesiedelten Gebieten anzulegen, Kommandozentralen in Spitälern unterzubringen, Raketenarsenale in Moscheen zu verstecken und Waffen in Unschulen zu lagern. Die palästinensische Bevölkerung, die Patienten in Spitälern und die Nutzer sozialer Institutionen wurden zynisch als «menschliche Schutzschilde» instrumen-



Pranger, Demonstration in Istanbul.

talisiert. Die diabolische Absicht ist klar: Israels Angriff sollte unter der Zivilbevölkerung zu möglichst hohen Opferzahlen führen, die zu PR-Zwecken verwendet werden können, als Beweis für das brutale Vorgehen der israelischen Armee.

Das Kalkül ist aufgegangen. Israel sieht sich jetzt in der abstrusen Lage, sich dafür entschuldigen zu müssen, gegen den Terror der Hamas vorgegangen zu sein. Die Armee habe internationales Kriegsrecht verletzt, habe gegen humanitäre Prinzipien verstossen und ihre Angriffe seien unverhältnismässig gewesen, heisst es.

Diese Vorwürfe sind aus mehreren Gründen haltlos. Sie lassen ausser Acht, dass Israel zwei Gefahren ausschalten musste, nämlich das Raketenarsenal der Hamas sowie die Terror-tunnels, durch die bereits Soldaten angegriffen und entführt worden sind. Allein in den letzten Wochen hat die Hamas rund 3300 Raketen auf Israel abgefeuert, viele auch auf Tel Aviv. Jede einzelne hatte das Ziel, israelische Zivilisten zu treffen, zu töten. Dass dabei kaum Zivilisten starben, liegt nicht daran, dass die Raketen ungefährlich wären, sondern

daran, dass die Geschosse vom effizienten Raketenabwehrsystem «Iron Dome» abgefangen und zerstört wurden. Trotzdem haben sie das Leben in Israel durcheinandergebracht.

Weil in Gaza mehr als 1800 Menschen getötet und an die 10 000 verletzt wurden, ist Israel mit dem Vorwurf konfrontiert, sein Einsatz gegen den Hamas-Terror sei «unverhältnismässig» gewesen. Doch wer Israel Unverhältnismässigkeit vorwirft, muss erklären können, was Israel hätte unternehmen sollen, um die akute Terrorgefahr der Hamas auszuschalten.

Ziel: israelische Bevölkerung

Auch wenn es Israels Kritiker nicht zur Kenntnis nehmen wollen: Israel ging, so gut es eben in der humanitären Falle, die von der Hamas gelegt worden war, ging, behutsam vor. Mit Flugblättern oder Telefonanrufen wurden Bewohner von Häusern, die bombardiert werden sollten, zum Verlassen aufgefordert. Dass sie das in der Regel nicht getan haben, ist der Hamas zuzuschreiben. Sie trieb die Menschen in den Tod, indem sie ihnen das Verlassen verbot oder es verunmöglichte. Die Fernseh- und

Radiostationen der Hamas riefen zum Beispiel die Bevölkerung auf, ihr Leben zu opfern und nicht zu fliehen, wenn Israels Luftwaffe mit einem Angriff drohte. Stolz berichtete ein Hamas-Kommandant in einem Interview, wie er sich nach einer Warnung beeilt habe, Freunde, Nachbarn und die Familie aufzufordern, dem Angriff auf dem Dach des Hauses zu trotzen. Der Hamas-Mann Ismail Radwan pries Palästinenser dafür, ihre Frauen und Kinder und Alten geopfert zu haben.

Damit ist nicht gesagt, dass es keine tragischen Fehler der israelischen Armee gab in der Hitze des Gefechts. Aber Kriegsverbrechen setzen voraus, dass eine Absicht bestand, Zivilisten ins Visier zu nehmen, nur weil sie Zivilisten waren.

Diese Absicht bestand lediglich bei der Hamas: Sie zwang die eigene Bevölkerung, sich als «menschliche Schutzschilde» zu opfern. Zudem setzte sie gezielt Raketen gegen Israels Bevölkerungszentren ein, und durch die Tunnels plante sie Massaker in israelischen Dörfern im Grenzgebiet zum Gazastreifen. Auf die Anklagebank gehört deshalb nicht Israel, sondern die Hamas. ○



Nahost

Umfang des Opfers

Wer es in Israel wagt, die Ziele der militärischen Operation zu hinterfragen, wird von der Öffentlichkeit regelrecht gelyncht. Wir dürfen uns jetzt nicht von Gesinnungen mitreissen lassen, die in der jüdischen Geschichte nur die Verfolgung sehen. *Von Nir Baram*

1 Letzte Woche nahm ich an einer Podiumsdiskussion zum Krieg in Gaza im Zweiten Israelischen Fernsehen teil. Neben offenkundigen Fragen zu möglichen Kampfszenarien der kommenden Tage ging es in der TV-Debatte auch um die Rolle von Intellektuellen in Zeiten wie diesen. Ich unterstrich die Notwendigkeit, die Kampfhandlungen zu beenden und mit moderaten Palästinenservertretern wie der Fatah und der von Präsident Abbas angeführten Einheitsregierung zu einer Übereinkunft zu kommen. Im gleichen Atemzug betonte ich, wie wichtig es sei, bei militärischen Auseinandersetzungen immer darauf zu achten, überflüssiges Sterben israelischer Soldaten oder auch der Zivilbevölkerung in Israel und Gaza zu vermeiden. Im Rahmen der

Israelische Intellektuelle haben nicht das Privileg, sich aus allem herauszuhalten.

Debatte habe ich aber auch von Israels Stärke und dem Potenzial dieses Landes gesprochen und ausdrücklich darauf hingewiesen, dass meine Äusserungen aus der Sorge um dieses Land, dem ich eine bessere Zukunft wünsche, resultieren. Die TV-Debatte war hart, wenngleich nicht besonders stürmisch.

Wieder zu Hause, überwältigte mich eine Flut von Hetzbotschaften auf meinen Facebook-Seiten. «Verräter», stand da. «Verreckel! Ab nach Gaza. Leute wie du sind Krebsgeschwüre im Körper Israels.» Mit diesen und ähnlichen, weit schlimmeren Worten wurde ich verunglimpft. Nachts um zwei Uhr dreissig dröhnten in Tel Aviv die Sirenen. Ich rüttelte meine Freundin Tamar wach. Sie war zunächst einmal verärgert, so unwirsch von mir geweckt zu werden. Dann eilten wir zusammen ins betonierte Treppenhaus und warteten quasi in Schlafanzug und Nachthemd auf den Aufprall der Raketen; anschliessend kehrten wir in unsere Wohnung zurück. Tamar ging ins Bett, ich setzte mich an den Computer, denn ich konnte nicht wieder einschlafen. Im Anschluss an diesen Raketenalarm hagelte es weitere Beschimpfungen. «Geschieht dir recht! Hoffentlich schlägt die nächste Rakete bei dir ein. Vielleicht lernst du dann etwas dazu!», las ich auf Facebook. «Ihr Tel Aviver ge-

hört alle nach Gaza. Zusammen mit der Hamas.» So gegen drei Uhr morgens konnte ich mich dann nicht mehr zurückhalten und antwortete einem der Hetzer: «Nur zu deiner Information: Ich stamme aus Jerusalem. Als Tel Aviver beschimpft zu werden, das geht nun wirklich zu weit», schrieb ich. Danach herrschte Ruhe.

Seit Jahren mache ich aus meinen politischen Ansichten keinen Hehl. Israelische Intellektuelle haben meiner Meinung nach nicht das Privileg, sich aus allem herauszuhalten. In den letzten zehn Jahren habe ich dem israelischen Konsens bei unterschiedlichen Gelegen-

heiten ganz explizit widersprochen. Ob das bei der Militäroperation «Gegossenes Blei» im Dezember 2008 oder im Rahmen einer von mir mitorganisierten Schriftsteller-Petition war, die ein Ende des zweiten Libanonkrieges forderte. Allerdings waren die Reaktionen nie so heftig ausgefallen wie diesmal. Sie waren nicht einmal annähernd so hart und zahlreich.

Im letzten Monat, genauer gesagt seit der Ermordung der drei jüdischen Jugendlichen – Naftali, Eyal und Gilad – und der Ermordung des palästinensischen Jungen Mohammed Abu-Chedair, hat sich die öffentliche Diskussion in Israel verändert. Seit einigen Wochen



Mythos der Angst: israelischer Soldat im Streit mit Palästinensern.

sind wir nun Zeugen scheusslicher Hetzkampagnen, die es seit dem Attentat auf Ministerpräsident Jitzhak Rabin in diesem Ausmass nicht mehr gegeben hat. Linke Demonstranten werden von Rechten angegriffen. Gleiches gilt für Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, die es wagen, die militärische Operation und deren Ziele zu hinterfragen und andere Möglichkeiten anzusprechen. Künstler wie die Komikerin Orna Banai, deren Ansichten vom Konsens abweichen, werden von Medien und der breiten Öffentlichkeit regelrecht gelyncht und nicht in Ruhe gelassen, bis sie all ihre Äusserungen zurücknehmen und sich entschuldigen.

2. Dies ist ein meiner Meinung nach besorgniserregendes Phänomen. Insbesondere jetzt sollten wir uns nicht von Gesinnungen mitreissen lassen, die eine mythologische Angst schüren und die jüdische Geschichte, von biblischen Zeiten bis zur Hamas, vor allem als eine Geschichte der Verfolgungen sehen, in der Israels Widersacher nur eins, nämlich Juden töten, wollen. Ich halte eine solche Einstellung für gefährlich, weil sich so viele Israelis



den Umhang des Opfers umwerfen, den die Geschichte ihrer Ansicht nach für Juden geschneidert hat. Selbstverständlich ist die jüdische Geschichte auch eine Geschichte des Leids und der Verfolgungen. Nicht grundlos habe ich einen Roman wie «Gute Leute» geschrieben, der vom Zweiten Weltkrieg und der Kollaboration von genialen Menschen voller Potenzial mit dem grössten und mörderischsten Unterdrückungsapparat aller Zeiten handelt. Ich weiss durchaus, wovon ich rede. Manchmal sollten wir Menschen jedoch ausgerechnet die Unterschiede und nicht nur die Gemeinsamkeiten von Ereignissen herausarbeiten, um Geschichte wirklich zu verstehen.

Es besteht kein Bezug zwischen der Lebenssituation von Juden im heutigen Israel und der Lage von Juden vor fünfzig oder zweihundert Jahren in Europa. Auch zwischen PLO, Fatah oder Hamas (so bitter der Feind auch sein mag) und rechtsextremistischen Judenhasern in Europa gibt es keine Parallelen. Diese Dinge lassen sich einfach nicht miteinander vergleichen. Wer sich diesen mythologischen Gedankengängen unterwirft, die davon sprechen, dass Juden ständig und immer aus denselben Gründen verfolgt werden, nimmt sich die Verantwortung für sein Schicksal. Auf diese Weise wird Israel seine Fehler nicht begreifen und seine derzeitige Machtposition nie verinnerlichen können. Eine derart deterministische Haltung führt zur Unterlassung pragmatischer Schritte, die unsere Lebensrealität verändern könnten. Doch ist dies der einzige Grund, weshalb wir insbesondere in den letzten Jahren sich uns bietende politische Gelegenheiten nicht erkennen, die unsere Situation verändern könnten?

3. Eine solche mythologische Angst ist meiner Meinung nach nur eine von mehreren Erklärungsmöglichkeiten. Die eigentliche Antwort auf die Frage, die ich hier aufgeworfen habe, liegt bei der Indoktrination, mit der Israelis immer wieder eingelullt werden und die in Wirklichkeit darauf ausgerichtet ist, die Untätigkeit der Regierung zu rechtfertigen. Deshalb wird keine Lösung angestrebt und nicht mit kreativen Initiativen oder neuen Ideen aufgewartet. Moderate Kräfte werden geschwächt, die Unterschiede zwischen ihnen und Extremisten verwischt. Der Siedlungsbau wird vorangetrieben. Und über allem thront eine strategische Dreifaltigkeit aus Einschüchterung, Indoktrination und Zurückweisung von Lösungsvorschlägen.

In all den Jahren haben uns Präsident Abbas und die Palästinenser nicht wirklich interessiert. Ihre verzweifelten Rufe nach einem Ende der Besatzung schienen das antike Relikt einer Angelegenheit zu sein, die uns einst in weiter Ferne einmal beschäftigt hatte. Denn in dieser Zeit der Ruhe haben wir uns obsessiv mit einem anderen, wesentlich schicksalsträchtigeren

Thema befasst: Wann würde der Iran angreifen? Im Sommer oder im Herbst? Oder etwa bei der Rückkehr der Zugvögel im Frühling? Es kursierten Horrorvisionen vom Tag eines atomaren Jüngsten Gerichtes. Wie viele Israelis würden bei einem Gegenschlag ums Leben kommen? Ich kann mich noch gut an jenen Sommer vor zwei Jahren erinnern. Damals sind wir morgens mit der Gewissheit aufgestanden, dass der Angriff auf den Iran an diesem Tag erfolgen werde. Und wenn wir uns dennoch mit

Zwischen der Hamas und rechtsextremen Judenhasern in Europa gibt es keine Parallelen.

Präsident Abbas beschäftigten, war es als Feind, der Israel bei den Vereinten Nationen in eine prekäre Lage brachte und die Dreistigkeit besass, die Anerkennung eines palästinensischen Staates zu verlangen! Wie konnte er es nur wagen? Israelische Minister schimpften ihn einen Terroristen. Zwischen ihm und der Hamas gebe es kaum einen Unterschied. Meiner Meinung nach lohnt es sich, gerade diesen Punkt ein wenig näher zu beleuchten. Jahrelang haben uns Netanjahu, seine Minister und Vertreter der Medien erklärt, dass Hamas und Abu Mazen Abbas zwei Seiten von ein und derselben Medaille seien. Um den Krieg in Gaza zu rechtfertigen, betonten sie heute jedoch, wie unterschiedlich beide sind, wobei die Hamas die Ausgeburt des Bösen darstelle.

Plötzlich ist keine Spur mehr vom Iran zu sehen. Die grosse existenzielle Bedrohung, die ständig am israelischen Himmel schwebte, war nun zum Leidwesen des Ministerpräsidenten verschwunden, der zuvor mit allen Kräften daran festgehalten hatte. Und zusammen mit dem Iran war auch alles andere verschwunden – die Bedrohungen, der Angriff im Sommer oder Winter, die Toten, der Preis, der Tag des Jüngsten Gerichtes.

Und dann kam der amerikanische Aussenminister Kerry und verlangte Verhandlungen mit Abu Mazen. Das war ein herausfordernder Moment für die Regierung, dieser drohte die Verkettung von Einschüchterung, Indoktrination und Abwehr von Lösungsvorschlägen zu durchbrechen. Diese Verhandlungen fielen in eine Zeit fieberhaften Siedlungsbaus, in der Israel die wenigen Zugeständnisse, die es gemacht hatte, brach. Natürlich interessierte das alles niemanden. Netanjahu konzentrierte seine gesamte Energie auf Öffentlichkeitsarbeit und die Abwehr unterschiedlicher Offerten, bemühte sich, Präsident Abbas zu schwächen, verunglimpfte ihn und verknüpfte seinen Namen mit der Hamas, beschäftigte sich mit seiner Dissertation und stilisierte ihn zum Volksfeind, weil er in einer Rede vor den Vereinten Nationen die Wahrheit gesagt hatte. Alles war erlaubt. >>>



Verzweifelte Rufe: US-Aussenminister Kerry, Palästinenserpräsident Abbas.

Niemand in der israelischen Öffentlichkeit oder in den Medien hat auch nur aufgehört. «Was machen Sie da eigentlich? Wohin soll das alles führen? Vielleicht begehen Sie hier ein Verbrechen am israelischen Volk. Vielleicht verdonnern Sie Israel zu weiteren Jahren des Krieges, der militärischen Operationen und des Todes.» Niemand konfrontierte Netanjahu mit derartigen Fragen. In Israel wird immer behauptet, dass man auf dem Weg zum Frieden nichts unversucht lasse. Doch gibt es in Israel auch nur einen, der allen Ernstes sagen kann, dass Netanjahu auch nur eine Gelegenheit auf Frieden ergriffen hat? Seine Täuschungsmanöver werden nicht in Sondersendungen behandelt. Über solche Themen wird nicht in ernstesten Expertenrunden philosophiert. Niemand fragt, weshalb Israel nicht mit mutigen Initiativen aufwartet, weshalb Israel selbst jetzt in den Verhandlungen mit einem moderaten palästinensischen Präsidenten, der gegen Gewalt ist, zögert, auf der Stelle tritt, Gelegenheiten verpasst und den Unterhändlern Steine in den Weg legt.

Die Bildung der Einheitsregierung mit der Hamas auf der Grundlage von Abu Mazens Prämissen und den Umständen, dass Schlüsselfunktionen in den Händen der Fatah sind, hat Israel dazu genutzt, die Verhandlungen für beendet zu erklären. Endlich war man die bedrohlichen Verhandlungen losgeworden. Niemand hatte in der Einheitsregierung eine Chance gesehen, durch die die Hamas geschwächt und Abu Mazen gestärkt worden wäre. Vielleicht hätten wir mit Abu Mazen an der Spitze einer solchen Einheitsregierung verhandeln sollen, ihm eine ernstgemeinte Offerte zur Beendigung der Besatzung unterbreiten und abwarten sollen, wie sich die

Dinge entwickeln. Kriege lassen sich auch später noch führen. Vielleicht hätte ausgerechnet so der Raketenbeschuss auf den Süden Israels geendet. Schliesslich waren alle bisherigen anderen Versuche gescheitert. Vielleicht hätten wir einmal etwas anderes wagen sollen. Aber nein. Jeder neue Vorfall warf Israel auf sein altes Verhaltensmuster zurück – auf Einschüchterung, Indoktrinierung, Zurückweisung von Lösungsvorschlägen.

Die Einschüchterungsstrategie gehört zu den Fundamenten der israelischen Politik und Berichterstattung in den Medien und ist einer von Israels Existenzgrundsätzen. Für die Be-

Vielleicht hätten wir einmal etwas anderes wagen sollen.

drohung, die vom Iran ausging, hat Israel bisher keinen Ersatz gefunden. Doch nun haben wir ihn in Form der Tunnel gefunden. Sie stellen die neue existenzielle Bedrohung dar und lösen die iranische Bombe ab. Mit ihnen ist Israel zur Einschüchterungsroutine zurückgekehrt. In Gaza sind ganze unterirdische Städte entstanden, über die Terroristen in israelische Städte eindringen können, einen Terroranschlag verüben oder einen gesamten Kibbutz als Geisel nehmen können, um anschliessend eventuell bis nach Raanana vorzudringen. Nun besteht der Tag des jüngsten Gerichts nicht mehr aus einem atomaren Holocaust aus dem Iran, sondern aus Tausenden Terroristen, die aus Tunneln auftauchen und ganz Israel in Geiselschaft nehmen.

Mit solchen Äusserungen will ich die Bedrohung, die von der Hamas ausgeht, keineswegs

herunterspielen. Solange wir aber die Situation, in der wir leben, als Krieg definieren, wird auch die Gegenseite nach Wegen suchen, uns zu bekämpfen. Meiner Meinung nach gibt es zwei Möglichkeiten, mit der geschilderten Situation umzugehen. Entweder verfolgen wir die Devise, dass sich die Lage nicht ändern lässt und uns nicht anderes übrigbleibt, als weiter um unsere Existenz zu kämpfen, oder wir begreifen die enorme Stärke Israels und verwenden sie dazu, die Realität der Region durch ein Ende der Besatzung zu ändern. Die Verfechter der ersten Variante gehören ohnehin schon zu Netanjahus Anhängern. Allerdings hat sich die Mehrheit der Israelis noch nicht endgültig für die eine oder andere Sichtweise entschieden. Viele Israelis glauben an die zweite Option – einige weniger, andere mehr. Netanjahu und seine Befürworter versuchen durch Lügen und Propaganda auf sie einzuwirken und ihnen den Glauben an andere Möglichkeiten zu nehmen. Sie sprechen immer wieder von einer erforderlichen Standfestigkeit. Einen anderen Horizont gibt es ihrer Meinung nach nicht. Bei der Vermittlung eines solchen Bildes sind ihnen sämtliche Mittel, selbst niederträchtige Manipulationen, recht. Bedauerlicherweise lassen sich Israels Medien allzu willig einspannen und tun, was die Regierung von ihnen verlangt. Sie plappern Worte von vermeintlichen Bedrohungen nach, jubeln bei allen Militäroperationen, spielen politische Optionen herunter und stellen keine wirklichen Fragen.

Das Verhaltensmuster ist denkbar simpel. Am Himmel über Israel zwinkert eine existenzielle Bedrohung – Anschläge, der Iran, die Tunnel –, die das politische Establishment und die Medien hegen und pflegen. Und für den Fall, dass keine derartige Bedrohung in Sicht ist, verlagert man sich auf die Abwehr politischer Optionen und greift so lange zur Indoktrination, bis Israel eine neue Bedrohung hervorgebracht hat. Was haben wir dieser industriellen Fertigung auswegloser Situationen, die das politische Establishment und die Medien produzieren, entgegenzusetzen? Wie können Israelis davon überzeugt werden, dass die Situation in Gaza, dass das Sterben und die Verzweiflung, in die sie verfallen, nicht bloss Schicksal sind? Wie lassen sich diejenigen überzeugen, die dieses Land lieben, an sein Potenzial glauben und das Wohl der Region verfolgen, dass wir nicht dazu verdammt sind, so weiterzuleben?

Aus dem Hebräischen von Antje Eiger.

Nir Baram, 1976 in Jerusalem geboren, ist in Israel bekannt für seine pointierten Stellungnahmen zum israelisch-palästinensischen Konflikt. Bei Hanser erschien von ihm der Roman «Gute Leute», der in zehn Sprachen übersetzt wurde. Sein neues Buch «Der Schatten der Welt» soll im nächsten Jahr auf Deutsch erscheinen.

Der Tugendterror lebt

Von Thilo Sarrazin — Das Beispiel eines islamkritischen *Bild*-Kommentars zeigt, wie Deutschland mit einer kontroversen Wahrheit umgeht.



In der dritten Juli-Woche mündeten auch in Deutschland mehrere Demonstrationen gegen das israelische Vorgehen im neuen Gaza-Krieg in antisemitische Ausschreitungen. Es war nicht so schlimm wie in Frankreich oder Grossbritannien, aber schlimm genug. Die Empörung ging hoch. Die altbekannte und empirisch gut belegte Tatsache, dass auch in Deutschland der Antisemitismus unter Muslimen besonders stark verbreitet ist, wurde plötzlich wieder öffentlich diskutiert.

Nicolaus Fest, stellvertretender Chefredaktor bei der *Bild am Sonntag*, schrieb dort in einem Kommentar: «Ist Religion ein Integrationshindernis? Mein Eindruck: Nicht immer. Aber beim Islam wohl ja. Das sollte man bei Islam und Zuwanderung ausdrücklich berücksichtigen.»

Dieser letzte Satz hatte das Thema aus der Unverbindlichkeit des Betroffenheitskults befreit und stellte die entscheidende Frage an die deutsche Politik. Den ganzen Sonntag über legten türkische und arabische Anrufer die Telefonzentrale der *Bild*-Zeitung mit Beschimpfungen von Fest lahm.

Am Sonntagabend distanzierte sich der *Bild*-Chefredaktor Kai Diekmann von seinem Vize und schrieb in einem Kommentar: «Wer eine Religion pauschal ablehnt, der stellt sich gegen Millionen und Milliarden Menschen, die in überwältigender Mehrheit friedlich leben.»

Gewalttätige Ideologien

Wie sinnfrei Diekmanns Diktum ist, sieht man an einem Gedankenexperiment. Hätte er vor vierzig Jahren geschrieben: «Wer den Kommunismus pauschal ablehnt, der stellt sich gegen Millionen und Milliarden Menschen, die in überwältigender Mehrheit friedlich leben?»

Er zielte also am Thema vorbei, denn auch die Deutschen wollten während des Zweiten Weltkriegs in überwältigender Mehrheit nichts anderes, als friedlich zu leben. Das wollen übrigens überall die meisten Menschen zu allen Zeiten. Aber viele von ihnen werden eben immer wieder missbraucht und verführt durch einseitige gewalttätige Ideologien. Da-

zu gehören in der Gegenwart bestimmte radikale Ausprägungen des Islam.

Das will die meinungsführende Schicht in Deutschlands Politik und Medien lieber nicht diskutieren. Der türkischstämmige Bundestagsabgeordnete Özcan Mutlu nannte in der *Bild*-Zeitung den Fest-Kommentar «Rassismus pur» und stellte damit die Dinge vollends auf den Kopf: Da Religionszugehörigkeit nämlich nicht angeboren ist, kann auch die Ablehnung einer bestimmten Religion nicht «Rassismus» sein. Die Verwendung dieses Wortes diene wieder einmal als Keule, um eine Fragestellung zu tabuisieren.

Es gelang Kai Diekmann übrigens nicht, mit seinem opportunistischen Kommentar die Leserschaft der *Bild*-Zeitung zu beruhigen. Ganz im Gegenteil. Am nächsten Tag brach in Anrufen und Mails ein Shitstorm der deutschen *Bild*-Leser gegen den Chefredaktor los.

Kai Diekmann ist sicherlich ein kluger Mann, sonst wäre er nicht Chefredaktor der *Bild*-Zeitung geworden und hätte sich dort nicht so lange gehalten. Die Distanzierung von seinem Vize war ja auch keine spontane Entscheidung, er hatte einen ganzen Tag Zeit zum Überlegen.

Diekmann opferte ganz einfach die Wahrheit dem Erfolg, und indem er so handelte, folgte er einem gesellschaftlichen Megatrend,

den wir bei vielen öffentlichen Diskursen beobachten können. Konkret schien es ihm für seine Zeitung eben wichtiger zu sein, sich die Meinungsführer von fünf Millionen Muslimen in Deutschland nicht zu entfremden, als eine kontroverse Wahrheit zu vertreten.

Der empirische Test für Deutschland

Wahrheit war immer schon das Anliegen von Einzelnen und nicht die Sache von Institutionen, seien es Zeitungen, Unternehmen oder Regierungen. Diese denken regelmässig zuerst an den eigenen Vorteil. Gefährlich wird es für Institutionen erst dann, wenn das Beiseiteschieben von Wahrheiten am Absatz, am Umsatz oder an der Zahl der Wählerstimmen zehrt. Im Zweifel ist also nicht das Ausmass gesellschaftlicher Schäden oder Fehlentwicklungen entscheidungsrelevant, sondern das Risiko für die eigene Institution und die eigene Perspektive.

Langfristig allerdings sind Institutionen, Staaten und Gesellschaften umso erfolgreicher, je früher und konsequenter sie Wahrheiten Raum geben, mögen sie auch unwillkommen sein. Der empirische Test für Diekmanns Weisheit wird also die künftige Auflageentwicklung der *Bild*-Zeitung sein. Der empirische Test für ganz Deutschland wird die gesellschaftliche Entwicklung in dreissig Jahren sein. Die Zahl der Muslime in Deutschland wird dann eher bei fünfzehn als wie noch gegenwärtig bei fünf Millionen liegen. Ob es dann noch, wie gegenwärtig, 102 000 Juden in Deutschland gibt, bleibt abzuwarten.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.



Gesellschaftlicher Megatrend: *Bild*-Chef Diekmann.

Frommer Atatürk

Schon jetzt ist Recep Tayyip Erdogan der grösste türkische Politiker seit dem Staatsgründer. Nun will er Präsident werden – und die Republik mit ihrer Vergangenheit versöhnen.

Von Wolfgang Koydl

Unübersehbar hängt das Transparent an der Fassade des Bürogebäudes in Ankara, fast vier Stockwerke sind es vom Scheitel bis zur Sohle des Herrn im eleganten Anzug, der auf der Stoffbahn abgebildet ist. Doch trotz der Grösse muss man zweimal hinsehen, um sich zu vergewissern, dass hier nicht Mustafa Kemal Atatürk, der Gründer der modernen Türkei, dem Betrachter entgegenschreitet, sondern der Mann, den manche für den Totengräber dieser säkularen Republik halten: Recep Tayyip Erdogan, gläubiger Muslim und Ministerpräsident und bald vermutlich mächtiger Staatspräsident der Türkei.

Die Pose auf dem Poster wurde mit Bedacht gewählt. Denn nicht nur seine Anhänger sehen in Erdogan einen Ausnahmepolitiker, der sein Land auf einen neuen Kurs zwingt wie einst der «Vater der Türken». Sogar seine Kritiker müssen einräumen, dass der fromme Regierungschef aus einem Istanbuler Kleine-Leute-Viertel sein Land radikaler verändert hat als alle seine Vorgänger seit Atatürk. Die Parallelen reichen bis zu Charakterschwächen, die beide teilen: cholerisch, nachtragend, kritikresistent bis zur Mimosenhaftigkeit und ausgestattet mit einem unerschütterlichen Sendungsbewusstsein.

«Die Türken lieben Sieger»

Seit elf Jahren ist Erdogan Regierungschef. Dreimal hintereinander hat er seine AK-Partei zur stärksten Kraft im Parlament gemacht und dabei die Opposition deklassiert wie eine Champions-League-Mannschaft einen Bezirksverein. Unter Erdogan ist das Land zu einer führenden Wirtschaftskraft und zu einem regionalen Machtfaktor aufgestiegen: Auch nach einem Schwächeanfall legt das Wachstum mit beneidenswerten vier Prozent im Jahr zu. In seiner Nachbarschaft vermittelt Ankara in Gaza, flirtet mit Teheran und beäugt misstrauisch die Ukraine auf der gegenüberliegenden Seite des Schwarzen Meeres.

Daheim hat Erdogan das übermächtige Militär in seine Schranken gewiesen und den Kurden seit Jahrzehnten vorenthaltene Rechte eingeräumt: Ehemalige Putschgeneräle wurden vor Gericht gestellt und zu Haftstrafen verurteilt. Mit dem ehemaligen kurdischen Rebellenführer Abdullah Öcalan hingegen führte der berüchtigte Geheimdienst MIT im Gefängnis Friedensverhandlungen.

Bei all dem hat Erdogan Skandale und Proteste überlebt, die anderen Staatsmännern das Genick gebrochen hätten: Er liess eine landesweite Demokratiebewegung niederknüppeln, ver-

passte sozialen Medien Maulkörbe, verhöhnte die Angehörigen toter Bergleute, und ignorierte kaltschnäuzig erdrückende Beweise für persönliche Bereicherung in grossem Stil. Trotz allem wird er wohl schon im ersten Wahlgang am 10. August zum neuen Staatspräsidenten gewählt werden. Jüngste Meinungsumfragen sehen ihn mit 53 Prozent deutlich vor den blässen Gegenkandidaten. Auf Wahlkundgebungen umturteln sich Kandidat und Publikum wie Frischverliebte: «Wir spazierten gemeinsam auf diesem Weg, wir wurden beide nass im Regen», lautet der Refrain der Schnulze, der auf jeder Veranstaltung gesungen wird. «Und wenn ich jetzt ein Lied höre, erinnert mich alles an dich.»

Dass die Mehrheit der Wähler an ihrem Premier festhält, liegt nur zum Teil an mangelnden personellen Alternativen. Ausschlaggebend ist, dass es den meisten Türken besser

«Es gibt eine Alternative zu Europa, und diese Alternative sind wir selbst.»

geht als vor zehn Jahren und dass sie dies – nicht zu Unrecht – dem Ministerpräsidenten und seiner Partei gutschreiben. Die Massenproteste waren denn auch zwar geografisch weit gefächert, aber sie reichten nicht in die Tiefe der türkischen Gesellschaft.

«Die Türken lieben Sieger», seufzt ein Oppositioneller, um das Phänomen der scheinbaren Unbezwingbarkeit Erdogans zu erklären. Schon vor Jahren hatte der britische Türkeikenner Hugh Pope konstatiert: «Die Türken wählen keine Parteien wegen ihrer Ideen oder Prinzipien, sondern Führer, als ob sie ständig nach jemandem suchen würden, der die Statur eines zweiten Atatürk hat.»

Den scheinen viele Türken in ihrem Premierminister gefunden zu haben. Der präsentiert sich denn auch als «Führer einer neuen Türkei», als ein Mann, «der das Tor zu einer neuen Ära aufstösst» – ganz wie sein ferner Vorgänger. Erdogans wichtigster Slogan ist eine Jahreszahl: «Ziel 2023» lautet er – für den hundertsten Jahrestag der Gründung der Republik. Den will er an der Spitze eines Staates erleben, in dem das Vermächtnis Atatürks teilweise überwunden und teilweise vollendet worden sein soll.

Eine völlig neue Türkei hatte auch Mustafa Kemal Atatürk geschaffen – oft brutal, gewalt- und gegen den Willen der Bevölkerung. Mit atemberaubender Geschwindigkeit wickelte er

die Konkursmasse des Osmanischen Reiches ab, verfrachtete Sultan und Kalif ins Exil, ersetzte die Scharia durch das italienische Strafrecht und das schweizerische bürgerliche Gesetzbuch. Den Frauen riss er den Schleier vom Gesicht, den Männern schlug er den traditionellen Fes vom Kopf. Alle Türken gemeinsam mussten die Schulbank drücken und das neue lateinische Alphabet pauken. Anatolische Bauern wurden mit dem Bajonett auf ihre Marktplätze getrieben, wo sie sich unter Strafandrohung Streichquartette von Beethoven anhören mussten.

Das Ziel hiess Europa, und Atatürk trieb sein oft widerwilliges Volk auf diesen Weg wie ein Hirte seine Herde starrköpfiger Rinder. Eine Kursänderung war ausgeschlossen, auch nach seinem Tod, weil seine Nachfolger die vom «Unsterblichen Führer» justierte Kompassnadel festgenagelt hatten. Am Ziel Europa zu zweifeln, war eine Gotteslästerung, denn die Ideologie Atatürks, der Kemalismus, war zur Staatsreligion erhoben worden. Genau dies ist freilich der Grund, weshalb die Türkei noch immer nicht in Europa angekommen ist. Nur die städtischen Eliten in Istanbul, Ankara oder Izmir waren von diesem Ziel überzeugt, die Masse der Bevölkerung in Anatolien ahmte Europa nur unwillig nach. Die Europäer freilich blickten auf die Türken herab wie auf einen Parvenü, dessen Designeranzug und Maniküre nicht die bäurische Herkunft kaschieren können. Wer Europa immer nur krampfhaft kopiert, wird von Europa immer nur als billige Kopie betrachtet – so wie nachgemachte Designerhandtaschen auf dem Markt von Antalya.

Traditionelle Werte geraubt

Es war das Verdienst von Erdogan, die Kruste kemalistischer Staatsdoktrin zu sprengen, die über dem Land lag und es zu ersticken drohte. Er war nicht der erste Reformator: Vor ihm versuchten sich bereits Adnan Menderes in den fünfziger und Turgut Özal in den achtziger Jahren. Der eine endete nach einem Militärputsch am Galgen, der andere starb unerwartet und unter bis heute ungeklärten Umständen. Beide hatten sich die Generäle, die Lordsiegelbewahrer des kemalistischen Vermächtnisses, zum Feind gemacht. Denn auch Menderes und Özal wollten die Religion wieder stärker in den Vordergrund rücken.

Gelungen ist dies erst Erdogan – unter anderem auch wegen der Unterstützung eines neuen wohlhabenden Bürgertums aus dem anatolischen Herzland. In Istanbul hatte man immer



Beethoven für Bauern: Modernisierer Atatürk, 1914.

die Nase gerümpft über die sogenannten *bakkal*, die kleinen Krämer, aus Konya, Kayseri oder Kahramanmaraş. «Zwischen einem Sohn Istanbuls und einem anatolischen Bauern klafft ein Unterschied grösser als der zwischen einem Engländer aus London und einem Inder aus dem Punjab», schrieb schon 1932 der Schriftsteller Yakup Kadri Karaosmanoglu.

Diese Anatolier waren fromm, nicht radikal islamisch. Sie wollten nicht den Sultan zurück, sondern hatten sich mit der Republik arrangiert und fühlten sich als stolze Türken. Doch der Kemalismus mit seinem Brutalo-Laizismus hatte ihnen ihre traditionellen Werte geraubt, hatte sie von der eigenen Geschichte abgeschnitten. Nach Europa fühlten sie sich nie

wirklich hingezogen, umso weniger, als dieses Europa die Avancen Ankaras Jahrzehnt um Jahrzehnt schnöde zurückwies.

Dank der Wirtschaftsreformen Özals wurden aus den Krämer Industrielle, und das Geld dieser neuen Klasse war es, das Erdogan an die Macht brachte. Das macht freilich noch keinen radikalen Islamisten aus ihm. Türken waren stets gefeit vor dem Dämon des religiösen Fundamentalismus. Für ihre Sultane war der Islam rein pragmatisch in erster Linie ein Machtinstrument. Zudem lebten immer starke christliche und jüdische Minderheiten friedlich mit den Muslimen zusammen. Mit der Gruppe der Aleviten – rund ein Fünftel der Bevölkerung – besitzt die Türkei darüber hin-

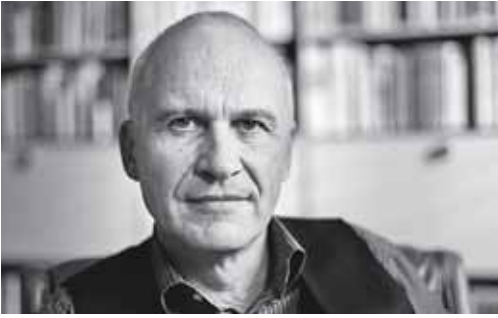


Selbstvertrauen fürs Volk: Ministerpräsident Erdogan*.

aus einen aufgeklärten Islam, der Vorbild sein könnte für die ganze Region.

Auch Erdogan strebt keine Rückkehr zu einem islamischen Sultanat an. Er will allerdings die türkische Republik versöhnen mit der osmanischen Vergangenheit, westliche Innovation verknüpfen mit eigenen Traditionen. Selbst Kritiker erkennen an, dass er seinem Volk wieder Selbstvertrauen eingepflichtet hat – so wie damals auch Atatürk. Er sah nur einen Ausweg: Europa. Sein Nachfolger ist da weiter und wohl auch mutiger. Noch bevor er zum ersten Mal als Ministerpräsident vereidigt wurde, gab Erdogan die Richtung aus: «Es gibt eine Alternative zu Europa, und diese Alternative sind wir selbst.»

* bei der Eröffnung eines neuen Fussballstadions in Istanbul



Essay

Die Schlafwandler

Vorher nicht gewollt, nachher nicht daran schuld: Wiederholt sich hundert Jahre nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs die europäische Geschichte?

Von René Zeyer

Das Folgende schrieb der wohl sprachgewaltigste Meister der deutschen Polemik, Karl Kraus, vor ziemlich genau hundert Jahren: «In dieser grossen Zeit, die ich noch gekannt habe, wie sie so klein war; die wieder klein werden wird, wenn ihr dazu noch Zeit bleibt; und die wir, weil im Bereich organischen Wachstums derlei Verwandlung nicht möglich ist, lieber als eine dicke Zeit und wahrlich auch schwere Zeit ansprechen wollen; in dieser Zeit, in der eben das geschieht, was man sich nicht vorstellen konnte, und in der geschehen muss, was man sich nicht mehr vorstellen kann, und könnte man es, es geschähe nicht –; in dieser ernstesten Zeit, die sich zu Tode gelacht hat vor der Möglichkeit, dass sie ernst werden könnte; von ihrer Tragik überrascht, nach Zerstreung langt, und sich selbst auf frischer Tat ertappend, nach Worten sucht; in dieser lauten Zeit, die da dröhnt von der schauerlichen Symphonie der Taten, die Berichte hervorbringen, und der Berichte, welche Taten verschulden: in dieser da mögen Sie von mir kein eigenes Wort erwarten.»

«Unbegreifbares Geschehen»

Es ist Krieg im Osten der Ukraine, aber was geht uns das an? Gibt es nicht dringendere Probleme, wie zum Beispiel, ob trotz eines bislang verregneten Sommers die Sonnenbrille richtig sitzt? Ist Krieg seit 1945 glücklicherweise bis heute nicht immer dort, wo wir nicht sind? Im Nahen Osten, in der arabischen Welt, in Afrika, aber doch nicht in Europa.

Ex-Jugoslawien, das war schon etwas näher, aber das gehört ja auch nicht zu Kerneuropa, in dessen Herzen die Schweiz liegt. Also mussten auch da nur Ferienpläne angepasst werden. Unangenehm, wenn billige Reisedestinationen wegfallen. Das nervt eigentlich auch am meisten an Ägypten oder Kenia. Aber es gibt ja genügend Alternativen. Und wer wollte schon ernsthaft die Sommerferien auf der Krim verbringen?

Wenn schon, haben wir Terrorismus zu fürchten, der unabhängig von Ort oder Schuldhaftigkeit seine Opfer fordert. Aber das ist letztlich ein vernachlässigbares Risiko; auf der Strasse kann man ja auch von einem Auto überfahren werden. Aber Krieg? In unserer Nähe? Ein Krieg wie der Erste Weltkrieg? Das war doch vor hundert Jahren. Andere Zeiten, andere Gebräuche. Unvorstellbar, dass sich das wiederholen könnte.

Unter dem Titel «Die Schlafwandler» hat der Historiker Christopher Clark die Ursachen des Ersten Weltkriegs wohl am treffendsten herausgearbeitet. Gebildete Zeitgenossen erinnern sich an die gleichnamige Romantrilogie von Hermann Broch, der in ihr hellseherisch von 1930 bis 1932 den «Nazi-Nährboden», den Wunsch nach einem «Heilsbringer, der in seinem eigenen Tun das unbegreifbare Geschehen dieser Zeit sinnvoll machen wird», literarisch zu fassen versuchte.



Aber Krieg? In unserer Nähe? Ostukraine.

Glücklicherweise fehlt zurzeit in Europa ein Heilsbringer. Aber Schlafwandler gibt es genug, Kriegshetzer auch. Nein, einen richtigen Krieg in Europa fordert (noch) niemand. Aber der verludernde *Spiegel* titelt bereits: «Stoppt Putin jetzt!» In diesem Artikel warnt der Wirtschaftskolumnist Wolfgang Münchau zwar davor, Putin «mit militärischer Macht zu begegnen», das wäre «brandgefährlich». Gleichzeitig schwärmt er aber von einem anderen Krieg: «Wie in einem militärischen Krieg wird man auch in einem Finanzkrieg nicht alle Waffen und alle Divisionen gleichzeitig mobilisieren.» Dazu gehören auch Zahlungssysteme als «Atombomben des Finanzkriegs».

Eine Vereinigung erfahrener europäischer Sicherheitspolitiker warnt dagegen: «Wir glauben, dass der Konflikt in der Ostukraine die Sicherheit von ganz Europa gefährdet.» Zu den Unterzeichnern gehören unter anderen der frühere deutsche Verteidigungsminister Volker Rühe sowie ehemalige Aussen- oder Verteidigungsminister aus Grossbritannien, Frankreich, Polen und der Türkei. Für Russland unterschrieb Ex-Aussenminister Igor Iwanow.

Sanktionen, Strafaktionen, wirtschaftliche Atombomben: Das ist zwar kriegerisches Vokabular, aber es fordert doch niemand ernsthaft eine militärische Konfrontation mit Russland. Ist es da nicht übertrieben, vor Kriegsgefahr zu warnen, vor einem richtigen Krieg, der mit schlafwandlerischer Sicherheit bei zunehmenden verbalen Entgleisungen über Eskalationsstufen und Bündnismechanismen irgendwo anfängt und dann auch europäische Grenzen überschreitet? Nach und nach alle Waffen und Divisionen mobilisierend? Ist die Grenze zwischen wirtschaftlichem und militärischem Kriegsgeschrei tatsächlich so tief, breit und unüberwindbar? Was wäre, wenn über der Ukraine kein malaysisches, sondern ein US-Passagierflugzeug oder ein europäisches abgestürzt wäre? Wäre dann nicht schon etwas geschehen, was uns unvorstellbar erscheint und genau deswegen geschehen kann?

Ist die Warnung vor zunehmender Kriegshetze nicht überzogen, eine unangebrachte Eskalation? Es will doch niemand Krieg. Manche wollen nur Putin stoppen, höchstens «Atombomben» in einem «Finanzkrieg» einsetzen. Die Lage ist zwar endlich mal wieder ernst, man amüsiert sich nicht mehr gelangweilt zu Tode. Aber das sind doch nur Metaphern. Wer will da ernsthaft von einer Kriegsgefahr sprechen?

Auch vor hundert Jahren hat vorher niemand einen solchen Krieg gewollt. Und alle Kriegshetzer waren nachher nicht daran schuld, dass er doch kam. Mechanismen, Räderwerke, Schicksal; Mächte, die stärker sind als der Mensch. Unsinn! Kriegshetzer hetzen zum Krieg. Und sie kriechen zurzeit aus allen Löchern und toben sich auch in seriösen Medien aus, denen man das nie zugetraut hätte. Weil man es sich nicht vorstellen konnte.

René Zeyer ist Journalist und Bestsellerautor. Zuletzt erschien von ihm «Armut ist Diebstahl. Warum die Armen uns ruinieren» (Campus).

Costa Rica

Die „Schweiz Lateinamerikas“

net tours

Unsere Spitzenleistungen!

- ✓ Hinflug ab/bis Zürich nach San José, Costa Rica mit der IBERIA, via Madrid inkl. allen Flughafentaxen
- ✓ Rundreise gemäss Programm mit modernem, klimatisierten Reisebus
- ✓ Alle im Programm erwähnten Besichtigungen inkl. allen Eintrittsgebühren im Tortuguero Nationalpark inkl. Bootsfahrten, Arenal Vulkan Nationalpark und Monteverde Nebelwald Schutzgebiet inkl. Hängebrücken Erlebnis
- ✓ 5 Übernachtungen in sehr guten Mittelklasshotels sowie 2 Übernachtungen in einer komfortablen Dschungellodge im Tortuguero Nationalpark
- ✓ Tägliches Frühstück, Mittagessen an den Tagen 2, 3 und 4 sowie Abendessen am Tag 2 und 3
- ✓ Begleitung durch lokale, Deutsch sprechende Reiseleitung

Und zusätzlich während der Verlängerung:

- ✓ 6 Übernachtungen im 4★ Hotel Tamarindo Diria inkl. Halbpension
- ✓ Transfer zum Hotel und zurück zum Flughafen an Ihrem Rückreisetag

MIT DEN SCHÖNSTEN NATIONALPARKS

9 Reisetage
Naturwunder Costa Ricas
CHF 2695.-



Costa Rica – die tropische „Schweiz Lateinamerikas“

Ein kleines Land mit ganz grossem Erlebnispotential: Üppige Regen- und Nebelwälder, speiende Vulkane, eine unvorstellbare Vielfalt an exotischen Tieren und naturbelassene Strände an den Küsten. Der Reichtum an Naturschätzen ist überwältigend! Mehr als ein Viertel Costa Ricas steht unter Naturschutz. Selten findet man eine so grosse Fülle an natürlichen Höhepunkten und einer exotischen Tierwelt wie in Costa Rica, dem kleinen Staat im Herzen Zentralamerikas. Begegnen Sie einzigartigen Tieren und Pflanzen im unberührten Regenwald und erleben Sie „Pura Vida“ – die Lebensfreude der sympathischen „Ticos“.



Ihre Verlängerungswoche

Hotel Tamarindo Diria ★★★★★

Verbringen Sie nach Ihrer Rundreise herrliche Tage am 4 km langen „Playa Tamarindo“ – einer der schönsten Strände Costa Ricas. Lage: Im Zentrum des beschaulichen Ferienortes Tamarindo. Ausstattung: 3 Restaurants, 3 Bars, tropischer Garten mit 2 Pools, Whirlpool, Gratis Liegen, Sonnenschirme und Badetücher. 183 Zimmer mit Dusche, WC, Föhn, Tel., TV, Safe, Minibar, Ventilator, Klimaanlage und Balkon oder Terrasse. www.tamarindodiria.com



Rundreise „Naturwunder Costa Rica“ – 9 Reisetage

1. Tag / Zürich – San José (Costa Rica): Flug ab Zürich am Morgen mit IBERIA, via Madrid, nach Costa Rica. Ankunft in der Hauptstadt San José am Nachmittag, wo Sie Ihre Reiseleitung bereits erwartet für Ihren Transfer ins Hotel.

2. Tag / San José – Tortuguero Nationalpark: Vom gemässigten Hochlandklima geht es durch den mystischen Nebelwald und den Braulio Carrillo Nationalpark hinunter in die üppigen Ebenen der Karibik. Per Boot fahren Sie ins Naturparadies des Tortuguero Nationalparks, der zum Schutz der Schildkröten gegründet wurde. Verschlungene Flüsse und Lagunen liegen inmitten einer üppigen Flora und Fauna des tropischen Regenwalds. Er ist Heimat von farbenprächtigen Vögeln, Faultieren, Affen, Krokodilen und vieles mehr. Nach dem Mittagessen Besuch des Tortuguero Dorfes und des Schildkrötenstrandes. Übernachtung in einer komfortablen Dschungel-Lodge in Tortuguero.

3. Tag / Tortuguero Nationalpark: Kurz nach Sonnenaufgang fahren Sie mit dem Boot (bei gutem Wetter) auf malerischen Wasserstrassen tief hinein in den dichten, üppigen Regenwald. Lauschen Sie der bezaubernden Stille, unterbrochen von Urwaldklängen aus Vogelzwitscher, Rascheln und Plätschern. Zurück in der Lodge erwartet Sie Ihr Frühstück. Geniessen Sie anschliessend eine weitere Bootsfahrt durch die tropische Sumpf- und Dschungellandschaft. Freier Nachmittag für eine spannende „Expedition“ auf dem Dschungelpfad.

4. Tag / Arenal Vulkan Nationalpark: Costa Ricas spektakulärste Attraktion ist der 1633m hohe Vulkan Arenal, in der aktivsten Vulkangegend der Welt gelegen. Er galt einst als erloschen, bis er 1968 überraschend wieder ausbrach und ein ganzes Dorf unter seinem Lavastrom begrub. Ihr Hotel liegt inmitten einer tropischen Gartenlandschaft mit einem wunderschönen Blick auf den Vulkan Arenal.

5. Tag / Arenal Vulkan Nationalpark: Besuch des wunderschönen Arenal Nationalparks. Auf gut angelegten Pfaden spazieren Sie zu den

erkalteten Lavazungen. Dabei geniessen Sie eine traumhafte Aussicht auf den mächtigen Vulkan und den Arenal See. Nach dem Mittagessen haben Sie die Möglichkeit einen fak. Ausflug nach eigenem Geschmack zu buchen z.B. einen Pferderitt zu den Wasserfällen, eine Bootsfahrt oder „Canopy“; am gesicherten Seil hoch über die Baumwipfel des dichten Dschungels zu gleiten.

6. Tag / Monteverde Nebelwald: Eine grüne Märchenwelt und der bekannteste Nationalpark Costa Ricas erwartet Sie heute. Nach einem Bummel durch das beschauliche Städtchen Santa Elena erleben Sie die „Selvatura Walkways“ – ein System leicht zugänglicher Hängebrücken, die es ermöglichen, den Nebelwald von oben zu bestaunen. Während Ihres Spaziergangs durch die Baumkronen lernen Sie den unvorstellbaren Artenreichtum der Tier- und Pflanzenwelt kennen. Myrtisch und verträumt – verborgen unter einem majestätischen Blätterdach wartet hier eine geheimnisvolle Zaubervelt von betörender Schönheit. Anschliessend Besuch einer der grössten Schmetterlingsgärten der Welt sowie des Kolibrigartens.

7. Tag / Monteverde Nebelwald: Am Vormittag steht eine weitere Entdeckungstour in diesem bezaubernden Naturschutzgebiet auf dem Programm. Wie aus einem Elfen-Märchenbuch wirken die mit Moos, Farnen und Orchideen bewachsenen Äste. Das Monteverde Schutzgebiet ist Heimat von 400 verschiedenen Vögeln, 490 Schmetterlingsarten und über 100 verschiedene und zum Teil vom Aussterben bedrohte Säugetierarten. Mit etwas Glück sehen Sie hier den wunderschönen, sagenumwobenen Quetzal-Vogel – der Göttervogel der Azteken. Nachmittags zu Ihrer Verfügung für Unternehmungen.

8. Tag / Monteverde – Verlängerungswoche oder Rückflug nach Zürich: Rückfahrt nach San José und Flug mit Iberia, via Madrid, nach Zürich. Gäste mit Verlängerungswoche: Transfer in Ihr Badeferienhotel.

9. Tag / Ankunft in Zürich: am Vormittag

REISEGARANTIE

Daten & Preise p.P. im Doppelzimmer

Flug ab Zürich mit Iberia, via Madrid, nach San José

Oktober	15	Februar	24
November	5	März	10
Januar	22	April	14

Rundreise gemäss Programm Reise 5914

Rundreise 9 Reisetage	Verläng. 6 Nächte Hotel Tamarindo Diria, Halbpens.
2695.-	845.-
2695.-	945.-

Zuschlag Einzelzimmer pro Person.:

Rundreise: 345.- (bis Nov.) / 395.- (ab Jan.)
Verl. Woche: 495.- (bis Nov.) / 595.- (ab Jan.)

Nicht inbegriffen: Ausreisetaxe USD 29.- • Annullierungskosten- und SOS Reisezwischenfallversicherung CHF 79.- • Buchungsgebühr CHF 15.- pro Pers.

Sofort buchen: Mo bis Fr 8h30–12h und 13h30–18h www.net-tours.ch



0848 14 25 36

Ihre net tours – Vorteile!

- ★ Absolute Tiefpreise dank Direktverkauf
- ★ Kostenloses Rücktrittsrecht innerhalb von 7 Tagen nach erfolgter Buchung
- ★ Wir sind Mitglied im Schweizer Reise Garantiefonds

VAC

Reisen wird zum Vergnügen
Organisation und Durchführung: net-tours, Glattbrugg

Wir geben euch Liebe

Der heutige Kapitalismus fördert ausufernde Ungleichheit, zieht raschen Profit langfristigem Nutzen vor, macht uns von unnützen Produkten abhängig, verschwendet Rohstoffe. Der Kapitalismus der Zukunft bedient die wahren Bedürfnisse der Menschen – und macht trotzdem Gewinn. *Eine Utopie von Alain de Botton*



Geld als vorrangige und objektivste Quelle der Ehre: Ur-Kapitalist Dagobert Duck beim Goldbad.

Das System, das wir unter dem Namen Kapitalismus kennen, ist sowohl wunderbar produktiv als auch ungemein problematisch. Der Kapitalismus fördert ausufernde Ungleichheit, er zieht, wie gerade die Finanzkrise zeigte, raschen Profit langfristigem Nutzen vor, er macht uns von unnützen Produkten abhängig, und er ermutigt zum überzogenen Konsum der Rohstoffe der Welt – mit möglicherweise katastrophalen Konsequenzen. Und das ist erst der Anfang all der Nachteile, mit denen wir zutiefst vertraut sind. Aber das sollte uns nicht daran hindern, zu träumen, wie der Kapitalismus in einer utopischen Zukunft funktionieren könnte.

Beschäftigung und Fehlbeschäftigung

Beschäftigung heisst, Arbeit zu haben. Fehlbeschäftigung bedeutet, eine Art von Arbeit zu haben, die nicht ehrlich die wahren Bedürfnisse anderer berücksichtigt, sondern lediglich ihre unbefriedigenden Wünsche und Vorlieben anstachelt.

Ein Mann etwa, der von der Kasinokette «Sands» in Las Vegas beschäftigt wird, Touristen Flugblätter in die Hand zu drücken, damit sie Glückspielautomaten benutzen, geht im technischen Sinn eindeutig einer Beschäftigung nach. Er steht nicht in der Arbeitslosenstatistik, er erhält einen Lohn dafür, dass er im Interesse seiner Arbeitgeber ein (kleines) Rätsel menschlichen Lebens lösen hilft: dass nicht genügend Touristen den blauen Himmel einer Stadt in Südnevada eintauschen gegen die dunklen, klimatisierten Katakomben eines ägyptisch angehauchten Casinos mit Reihen um Reihen blinkender Kästen.

Dieser Mann ist in der Tat beschäftigt, aber in Wahrheit gehört er zu jener grossen Gruppe von Arbeitern, die wir als «fehlbeschäftigt» bezeichnen könnten. Seine Arbeit erzeugt zwar Kapital, aber er leistet keinen Beitrag zu menschlichem Wohlergehen. Als ebenfalls fehlbeschäftigt würde ich Menschen bezeichnen, die Zigaretten herstellen, suchterzeugende, sterile TV-Shows, schlechtentworfene Wohnungen, schlechtsitzende, schäbige Kleidung, trügerische Werbung, arterienverstopfende Kekse und zuckerreiche Getränke (wie köstlich sie auch immer schmecken mögen). Die Fehlbeschäftigungsrate ist sehr hoch.

Natürlich mögen wir aufrichtig dankbar sein für einen Job und unser Bestes geben, um ihn gut zu machen. Aber im Hinterkopf hegen wir doch die Hoffnung, dass unsere Arbeit irgendeinen realen Beitrag zum Gemeinwohl leistet. Wir wollen, auf bescheidene Weise, etwas zum Guten verändern.

Zum Glück gibt es echte Lösungen, um die Fehlbeschäftigungsrate zu senken. Der Trick besteht darin, nicht die Nachfrage per se zu stimulieren. Vielmehr muss man die Leute anregen, die Bestandteile wahrer Befriedigung zu kaufen. So gibt man dem Einzelnen und den

Unternehmen eine Chance, ihre Arbeit auf sinnvolle Bereiche der Wirtschaft auszurichten – und dennoch Gewinne zu erwirtschaften.

Um das zu erreichen, genügt es nicht, einfach Geld zu drucken. Die Aufgabe besteht darin, die Menschen dazu zu bringen, ihr Geld für die richtigen Dinge auszugeben. Dazu bedarf es einer allgemeinen Erziehung, damit die Konsumenten den Wert des wirklich Wertvollen erkennen und links liegen lassen, was ihre wahren Bedürfnisse nicht befriedigt.

Es liegt in der Natur der Dinge, dass wir für viele Unzulänglichkeiten die Schuld grossen Unternehmen zuweisen. In Wahrheit freilich gibt es einen unerwarteten und wesentlicheren Grund für entmutigende Jobs, grelle Werbung, Umweltmissbrauch und besorgniserregende Zutaten in Fastfood: unseren Geschmack. Wir, die Konsumenten, sind es, die kollektiv bestimmte Formen der Bequemlichkeit und der Reize anderen Stimuli vorziehen. Nicht Firmen erniedrigen in erster Linie die Welt. Unser Appetit ist es, dem sie lediglich dienen.

Die Leute hinter Fastfood-Unternehmen glauben doch nicht wirklich im tiefsten Inneren ihrer durchtriebenen Herzen, dass ihr Angebot ideal sei oder dass sie menschenwürdige Jobs offerierten. Sie werden auch nicht von

Warum arbeiten die Reichen weiter? Warum sind sie nicht zufrieden mit dem, was sie schon haben?

dem unverrückbaren Wunsch getrieben, essbaren Müll zuzubereiten oder monotone, stresserzeugende, schlechtbezahlte Arbeitsplätze zu schaffen. Wenn wir stattdessen lieber Wildlachs kauften oder mehr Geld für unsere Krankenversicherungen ausgaben, dann würden sie uns nicht daran hindern.

Das Problem liegt also nicht im Angebot dieser Geschäfte, denn ein Angebot kann man immer höflich ausschlagen. Das Problem liegt in unserer Wahl. Die Reform des Kapitalismus hängt also von einer Aufgabe ab, die merkwürdig klingt, aber von kritischer Bedeutung ist: der Erziehung des Konsumenten.

Die Reichen ehren, nicht besteuern

Warum arbeiten die Reichen eigentlich immer weiter? Warum führen sie anstrengende Verhandlungen, gehen ständig riesige Risiken ein, bekämpfen ehrgeizige, hartherzige Rivalen, planen und intrigieren so lange, bis sie umfallen? Wofür tun sie das? Warum sind sie nicht zufrieden mit dem Vermögen und den Bergen an Geld, die sie schon haben?

Die Ironie liegt darin, dass das einzige Gut, das Reiche nicht motiviert oder das sie nicht wirklich haben wollen, Geld ist. Davon haben sie schon mehr als genug, und das wissen sie auch. Die Standardlösung der Linken bei der Betrachtung der Kapitalismusprobleme ist

immer der Vorschlag, die Reichen einfach noch stärker zu besteuern. Aber dieser Ansatz erkennt nicht die wahren psychologischen Motive der Reichen, weshalb man sie auch nicht richtig ausnutzen kann. Die Reichen jagen nur deshalb fanatisch hinter Geld her, weil der Wohlstand in der modernen Welt die vorrangige und objektivste Quelle der Ehre zu sein scheint. Wenn wir aber neu bestimmen können, wie man Ehre und Ehren erwirbt, dann werden wir diese Manie in gesellschaftlich nützlichere Bahnen lenken können – ohne von den Reichen gleich verlangen zu müssen, dass sie «nett» werden. Ziel sollte es sein, die Reichen zu verführen: Sie sollen dazu gebracht werden, selber ihren jeweiligen Gesellschaften dienen zu wollen. Als Gegenleistung erhalten sie, was sie – wie wir wissen – tief innen wirklich wollen, aber bislang nur in Form von Geld erhalten haben: Ehre.

Wir alle wissen, dass Gesellschaften Menschen mit Appellen an die Ehre stark zu motivieren vermögen. Soldaten leisten Aussergewöhnliches auf dem Schlachtfeld im Austausch für die tiefste Dankbarkeit ihrer Länder. Wissenschaftler forschen jahrzehntelang in Armut in der Hoffnung auf einen Nobelpreis. Aber wenn es darum geht, welchen Nutzen die Eitelkeit im Geschäftsleben für die Gesellschaft haben kann, stehen wir erst ganz am Anfang.

Derzeit gibt es in der Geschäftswelt keine systematischen, zuverlässigen Methoden des Statusgewinns, wenn der Unternehmer das tut, was die Gesellschaft so dringend von ihm verlangt: die Angestellten anständig zu behandeln und nützliche, sichere und umweltfreundliche Güter und Dienstleistungen zu produzieren. In dem einen oder anderen Land kann er vielleicht auf einen Orden vom Präsidenten oder von der Königin hoffen, wenn er sich gut benimmt. Aber die Chancen dafür sind schlicht zu klein und zu unvorhersehbar, um einen nennenswerten Einfluss auf hart kalkulierende Kapitalisten zu haben. Für ihn ist es daher viel rationaler, seine Hoffnungen lieber auf den messbaren Massstab des Geldes zu setzen als auf die vage Aussicht, eine Einladung in den Palast zu erhalten.

Doch genau das muss sich ändern, und zwar schnell. Die Gesellschaft sollte mit den Kapitalisten zu einer Übereinkunft gelangen: Wir geben euch die Ehre und die Liebe, die ihr so sehr ersehnt. Ihr behandelt dafür alle Arbeiter als Menschen, treibt nicht Schindluder mit euren Kunden und sorgt ordentlich für den Planeten. Was wir dazu brauchen, ist ein verbindlicher Standard, nach dem der gesellschaftliche Nutzen gemessen werden kann, den eine Firma erbringt. Auf dieser Basis können die einzelnen Nationen ihren Kapitalisten aussergewöhnlich prestigeträchtige Titel verleihen in Feierstunden, deren Würde und Kitzel an Filmpremieren oder grosse Sportereignisse er-

innern. Solche Titel könnten, wie bei britischen Adelstiteln, dem Namen hintangestellt werden – etwa VK für «Verantwortungsbewusster Kapitalist». Diese Titel hätten eine ähnliche Bedeutung wie ein Nobelpreis, das Victoria-Kreuz oder ein Pulitzerpreis. Sie wären ein passendes, erstrebenswertes Ziel für die ehrgeizigsten, narzisstisch feigsten und psychologisch am meisten geschädigten Mitglieder der Gesellschaft.

Business für die Seele

Grosszügige, nachdenkliche und einfühlsame Menschen neigen oft zu der Ansicht, dass die Wirtschaft nicht «wachsen» solle. Schliesslich sind die Rohstoffe der Erde begrenzt – warum sollte man daher ständig einer Ausweitung des Bruttosozialprodukts das Wort reden? Wir brauchen nicht mehr Handel und Business. Wir zerstören den Planeten schon jetzt schnell genug. Glaubt man diesem Umwelt-Argument, beutet der Kapitalismus den Planeten nur aus, um riesige Mengen materieller Güter zu produzieren, von denen wir viele überhaupt nicht brauchen und die wir nur deshalb begehren, weil wir uns von unablässiger Werbung einseifen lassen.

Es wird die Schlussfolgerung nahegelegt, dass wir den Konsum zurückfahren müssen, wenn wir die Gesellschaft verbessern und ein besseres Leben führen wollen. Diese Meinung ist verständlicherweise weit verbreitet. Aber vielleicht hängt die Zukunft nicht von einer Verkleinerung des Kapitalismus ab, sondern von seiner radikalen Ausweitung.

Im Idealfall sollte der Kapitalismus die gesamte Palette aller Bedürfnisse der Menschheit effizient und wirkungsvoll befriedigen. Aber das passiert zurzeit eben nicht: Trotz all der Fabriken, all des Betons, der Autobahnen und der Logistikketten ist die Wirtschaft noch viel zu klein und unentwickelt.

In den wohlhabenden Nationen hat es der Kapitalismus in den letzten zwei Jahrhunderten dahin gebracht, viele materielle Grundbedürfnisse zu stillen – etwa bei Obdach und Kanalisation, Nahrungsmittelversorgung und Krankenpflege. Die grössten und erfolgreichsten Firmen würden wir als jene ansehen, die jenen Appetit befriedigen, der auf der untersten Stufe der berühmten Bedürfnishierarchie von Abraham Maslow angesiedelt sind: Erdöl und Erdgas, Bergbau, Bauindustrie, Einzelhandel, Landwirtschaft, Pharma, Elektronik, Telekommunikation, Versicherungen und Banken.

Blick auf die maslowsche Pyramide

Doch schon ein kurzer Blick auf die maslowsche Pyramide enthüllt eine faszinierende Möglichkeit: Künftiges Wirtschaftswachstum ergibt sich daraus, dass man ein riesiges Feld von Bedürfnissen bestellt, die weiter oben auf dieser Pyramide angesiedelt sind – nämlich in



Zupfen an der Sehnsucht nach guten Beziehungen.

den von dem US-Psychologen Maslow so genannten Bereichen Liebe und Zugehörigkeit, Wertschätzung und Selbstverwirklichung. Kapitalisten und ihre Unternehmen scheinen sich dieser Tatsache ja sogar schon jetzt halb bewusst zu sein, wie ein Blick in die Werbung beweist. Denn dort versucht man doch fast immer, uns Dinge zu verkaufen, indem man an unsere höheren Bedürfnisse appelliert. Indirekt zupft man an unseren Sehnsüchten nach emotionaler Erfüllung, nach Authentizität, guten Beziehungen und einem Gefühl echter Leistung.

Aber bisher bekennen sich diese Unternehmen nicht zu diesen Bedürfnissen, die ihre Marketingabteilungen so geschickt hervorgerufen. Man verspricht uns Freundschaft oder Liebe und gibt uns Geländewagen oder neues

Man verspricht uns Freundschaft oder Liebe und gibt uns Geländewagen oder Grillbesteck.

Grillbesteck. Die Werbung kokettiert damit, wie die Wirtschaft künftig aussehen könnte, sie handelt mit den richtigen Fantasien. Nur leider gibt es bislang bloss sehr wenige der wirklich relevanten Produkte und Dienstleistungen.

Ein Beispiel: Nur in den letzten fünf Minuten unserer Geschichte ist deutlich geworden, dass in der Freundschaft grosse Businessmöglichkeiten liegen. Dennoch leistet Facebook lediglich einen rudimentären Beitrag zu einer idealen Entwicklung dieser Aktivität. Ein anderes Beispiel: Erst seit kurzem wird die Tatsache kommerziell ausgebeutet, dass wir einerseits Geheimnisse bewahren müssen, aber uns andererseits zu unverblühten, dramatischen Bekenntnissen hingezogen fühlen. Eine neue App – www.secret.ly – hilft uns hier und ist ein recht erfolgreiches, Millionen Dollar schweres Unternehmen in Silicon Valley.

Was wir «Geschäftsidee» nennen, ist im Grun-

de ein noch unerforschtes Bedürfnis. Wenn wir uns die Zukunft des Kapitalismus ausmalen wollen, müssen wir nur an all unsere Bedürfnisse denken, die von der kommerziellen Welt derzeit noch ungenügend verstanden und vernachlässigt werden.

Unerfüllte ästhetische Begierden

Von solchen Bedürfnissen gibt es eine ganze Menge. Um nur einige zu nennen: Wir brauchen Hilfe, um feste, interessante Gemeinschaften zu bilden. Wir brauchen Hilfe bei der Erziehung unserer Kinder. Wir brauchen Hilfe, um in kritischen Augenblicken ruhig zu werden. Wir brauchen enorm viel Beistand, um am Arbeitsplatz unsere wahren Talente und die Bereiche zu erkennen, wo wir sie am besten einsetzen können. (Diese Dienstleistung würde uns sogar noch mehr nutzen als ein Pizzalieferdienst.) Wir haben unerfüllte ästhetische Begierden: Elegante Stadtzentren, charmante Einkaufsstrassen und reizende Dörfer gibt es kaum irgendwo. Deshalb sind sie absurd teuer – nicht anders als Autos, die – vor Henry Ford – selten und nur für die Superreichen verfügbar waren.

Diese höheren Bedürfnisse sind nicht trivial oder minderwertig. Es sind keine Kleinigkeiten, auf die wir auch leicht verzichten könnten. Im Gegenteil: Sie sind in vielerlei Hinsicht unverzichtbar für unser Leben. Wir haben nur stillschweigend und ohne nachzudenken akzeptiert, dass wir hier nichts tun können. Doch die Fähigkeit, Business rings um diese Bedürfnisse aufzubauen, wäre kommerziell gleichbedeutend mit der Zähmung der Dampfkraft oder der Erfindung der Glühbirne.

Heute wissen wir nicht, wie die Industrie der Zukunft aussieht. Aber 1975 hätte auch niemand die Essenz von Firmen wie Facebook oder Google beschreiben können. Aber wir kennen die Richtung, die wir einschlagen müssen. Wir brauchen die Dynamik und den Ideenreichtum des Kapitalismus, um die höheren und die tieferen Lebensprobleme anzupacken. Das aber böte einen Ausweg aus den Mängeln und dem Elend, die den Kapitalismus heute begleiten. Im Kern geht es darum, dass wir Rohstoffe verschwenden für Unwichtiges. Letztlich sind wir verschwenderisch, weil es uns an Selbsterkenntnis gebricht, weil wir konsumieren, um Ängste umzuleiten oder zu besänftigen oder um nach Status und Zugehörigkeit zu streben.

Wenn es uns nur gelänge, uns unmittelbarer mit unseren tieferen Bedürfnissen auseinanderzusetzen, dann würde das unseren Materialismus läutern und zügeln. Unsere Arbeit wäre sinnvoller, unsere Profite wären ehrenvoller. Das ist die ideale Zukunft des Kapitalismus.

Alain de Botton ist Bestsellerautor mit Schweizer Wurzeln. Zuletzt erschien von ihm «Religion für Atheisten» (S. Fischer). Er lebt in London.

Aus dem Englischen von Wolfgang Koydl



St. Moritz Art Masters mit Montblanc: VIP-Weekend für 2 Personen

Erleben Sie und Ihre Begleitung die St. Moritz Art Masters Charity Night am 29. August 2014 – als Ehrengäste von Montblanc!

Die Charity Night ist der gesellschaftliche Höhepunkt des St. Moritz Art Masters. Der diesjährige Anlass findet im legendären «Dracula Club» von Rolf Sachs in St. Moritz statt – mit VIP-Dinner, Konzert und Open Night im exklusiven Rahmen.

Als Ehrengäste von Montblanc erleben Sie diesen Event hautnah mit. Anschliessend logieren Sie im legendären 5-Sterne-«Kulm Hotel St. Moritz»!

Das Kunst- und Kulturfestival mit dem Ziel, die Arbeit von aufstrebenden Künstlern aus aller Welt zu unterstützen, findet vom 22. bis 31. August 2014 in St. Moritz statt. Eine Besonderheit ist der «Walk of Art» durch das Engadiner Dorf und seine herrliche Landschaft. Schwerpunkt in diesem Jahr ist Indien.

Seit mehr als zwanzig Jahren ist das Engagement für Kunstschaffende ein wichtiger

Bestandteil der Firmenphilosophie von Montblanc. 2002 wurde die «Montblanc Cutting Edge Art Collection» als hochkarätige Sammlung zeitgenössischer Auftragsarbeiten initiiert. Am Festival werden sechs Werke aus dieser Kollektion zu sehen sein: drei Meter hohe Skulpturen in Form von Shopping-Bags.



Platin-Club-Spezialangebot

**St. Moritz Art Masters mit Montblanc
Exklusives VIP-Wochenende
für zwei Personen. 29./30. August 2014**

Pauschalpreis:
Fr. 800.– für zwei Personen
(exkl. für Weltwoche-Abonnenten)

- Leistungen:**
- 1 Übernachtung inkl. Frühstück für 2 Personen im «Kulm Hotel»***** (Wert: Fr. 595.–)
 - 2 Karten für die Art Masters St Moritz Charity Night (Wert: CHF 500.–/Person)
 - 2 Einladungen zum exklusiven «Montblanc Art Picnic» im «Kulm Hotel» (Samstag, 30. August 2014, 11 bis 13 Uhr)

Buchung:
Reservieren Sie Ihr VIP-Arrangement per Mail an divine.bonga@montblanc.ch. Informationen über Telefon 044 818 48 21 (Frau Divine Bonga).

Veranstalter:
Montblanc Suisse SA, Stockerstrasse 34,
8002 Zürich. www.montblanc.com

Informationen:
www.stmoritzartmasters.com

www.weltwoche.ch/platinclub



Sieg der Zweisamkeit

Ein Drittel aller Single-Frauen bedauert Entscheidungen, die sie im Zusammenhang mit ihrem Liebesleben getroffen haben.

Von Franziska K. Müller

Einige Wochen nach der unfreiwilligen Trennung von ihrem Partner rappelte sich die damals 37-jährige Maria Klein wieder auf. Bereit, in Angriff zu nehmen, was ihr als unabhängiges und flexibles Leben vorschwebte: das Single-Dasein. Die urbane Peergroup, von deren Mitgliedern sie sich Hedonismus, Karrieretipps und viele Flirtmöglichkeiten versprochen hatte, setzte sich allerdings ganz anders zusammen als erhofft: Männerhasserinnen, armutsgefährdete Alleinerziehende und ein Heer von seltsamen Männern kreuzten ihre Wege.

Heute ist die Partnervermittlerin und Buchautorin* heilfroh, dass das unselige Kapitel Single-Dasein hinter ihr liegt. Ihr Tipp an Geschlechtsgenossinnen: «Als Single-Frau muss man sich von den Single-Frauen fernhalten, denn sie verbreiten schlechte Laune und verderben einem die Freude am anderen Geschlecht.»

Die einsamen «Flexiblen»

Jene, die einst als *swinging singles* Rebellenstatus genossen – auch weil sie im spontanen und ungebundenen Dasein eine Alternative zur Zweierkiste mit all den mühsamen Einschränkungen sahen, die sie nicht wollten oder leichten Herzens wieder über Bord warfen –, sind unterdessen auf dem harten Boden der Realität gelandet. Was Mitte zwanzig noch aufregend und chancenreich war, hat vor allem bei den weiblichen Ü-30ern als Lebensentwurf an Glanz eingebüsst. Durchzechte Nächte, WG-Leben und amouröse Eskapaden stehen nicht mehr zuoberst auf der Prioritätenliste. Heute wird darüber geklagt, dass es keine einzeln verpackten Bio-Rüebli gibt, die Radiogebühren zu hoch sind und der getrennt lebende Kindsvater ein grausamer Trottel ist.

Bei rund 36,4 Prozent der Schweizer Privathaushalte handelte es sich 2010 um Single-Haushalte (1980: 27 Prozent). Rund 23 Prozent aller Frauen zwischen 20 und 39 Jahren leben in den städtischen Regionen der Deutschschweiz in einem Einpersonenhaushalt, aber auch die Einelternfamilien sind auf dem Vormarsch: Zwischen 1970 und 2000 hat sich ihre Zahl mehr als verdreifacht, wobei in 89 Prozent dieser Fälle Frauen mit Kindern unter 16 Jahren zusammenleben. Obwohl der Beziehungsstatus bei dieser Lebensform nicht erhoben wird, gehen Familiensoziologen davon aus, dass in der Schweiz mehr als 1,5 Millionen Singles leben.

Die über dreissigjährigen Single-Frauen lassen sich in drei Gruppen aufteilen. Die «Flexiblen» nennt der amerikanische Sozio-

loge Richard Sennett jene, deren Lifestyle auch der Verwirklichung einer Karriere gilt. Gemeint sind ungebundene Mitarbeiterinnen, die Überstunden nicht zählen und jeden Standortwechsel mitmachen. Doch die «Sex and the City»-Romantik, der sich die Vertreterinnen dieser Gruppe einst verpflichtet fühlten, ist in ihrem heutigen Alltag nicht mehr existent. Im Ausgang sind sie nur noch selten anzutreffen: Nach Mitternacht oder an den Wochenenden – wenn Carrie, Samantha, Charlotte und Miranda beschwipst und heftig flirtend um die Häuser zogen – hocken die Erfolgreichen in ihren Lofts und erledigen unter anderem die Arbeit jener Kollegen, die während der Woche aufgrund familiärer Notfälle öfters und sehr selbstverständlich ausfallen.

Die zweite Gruppe formiert sich als riesiges Heer von Alleinerziehenden. Kommen diese einmal pro Woche am Abend aus dem Haus, treffen sie sich am liebsten mit den Mitgliedern der dritten Single-Gruppe: den kinderlosen Frauen. Doch meist bricht dann unerfreuliche Hektik aus, weil die Alleinerziehenden innert weniger Stunden aufholen wollen, was ihnen im grauen Alltag so nachhaltig abhandengekommen ist. Noch schlimmer wird es allerdings, wenn man sich mit ihnen an einen Tisch setzen muss. Die Schilderungen aus dem tristen Dasein der Single-Mütter sind meist so deprimierend, dass sich ihre Gesprächspartnerinnen am liebsten an Ort und Stelle unterbinden lassen würden: Sorgerechtsstreitigkeiten und finanzielle Engpässe sind wiederkehrende Themenbereiche.

Vor allem aber sorgen die zurückliegenden oder akuten Probleme mit Ex-Partnern und Ehemännern, die zu wenig zahlen, sich zu we-



Bitteres Erwachen: Die Männer auf der freien

nig und komplett falsch um den Nachwuchs kümmern und/oder eine 22-jährige Sexbombe als «zweite Mama» präsentieren, für bittere Ressentiments. Diese gilt es bei viel Alkohol und bis weit nach Mitternacht zu diskutieren. Geht es um die Begleichung der Zeche, sind die Single-Mütter meist auf der Toilette verschwunden oder sonst unauffindbar, was allerdings nicht weiter verwunderlich ist: Rund jeder fünfte Einelternhaushalt lebt in der Schweiz von der Sozialhilfe.

Die Männer auf der freien Wildbahn tragen wenig dazu bei, dass sich die misslichen Situationen oder gar das Männerbild positiv verändern könnte: Von der fremden Brut wollen sie oft nichts wissen, zudem machen notorische Fremdgänger und solche, die unter diversen Persönlichkeitsstörungen leiden, den bindungswilligen Single-Frauen aus allen drei Gruppen das Leben zur Hölle.

In der Zwischenzeit ist das Selbstbewusstsein der mittelalterlichen Single-Generation so gering, dass sie sogar Minderheitenschutz beantragt. In Deutschland erhalten die Betroffenen bereits Schützenhilfe von der Interessen-



Wildbahn tragen wenig dazu bei, dass sich die missliche Situation ändert. Szene aus «Sex and the City».

vertretung Single-Initiative. Die Verantwortlichen wollen sich künftig um so sexy Themen wie ungerechte Zuschläge in den Bereichen Versicherungen und Ferien kümmern und auf die Barrikaden steigen, damit die Alleinstehenden weniger Steuern bezahlen müssen.

Notorische Fremdgänger machen bindungswilligen Single-Frauen das Leben zur Hölle.

In der Schweiz beschloss die bisherige Arbeitsgemeinschaft unabhängiger Männer und Frauen (AUF) jüngst die Änderung ihres Namens: Ab kommendem Jahr wird sich die Pro Single Schweiz intensiv um die Anliegen jener Benachteiligten kümmern, die als «knetbare Arbeitsmasse» missbraucht würden und darum allein blieben.

Das Problem bleibt der fehlende Partner

Alle praktischen, organisatorischen und finanziellen Kalamitäten, unter denen die Singles zunehmend ächzen, können nicht vertuschen,

wo der Hase im Pfeffer liegt: Das grösste Problem bleibt der fehlende Partner. Nicht nur Untersuchungen, die belegen, dass in festen Beziehungen lebende Menschen glücklicher und gesünder sind als andere, sorgen für Druck. Jene Single-Kolleginnen, die es trotz vieler Widrigkeiten doch noch schaffen – was heute als Riesenleistung gilt –, eine Partnerschaft zu führen, die länger als drei Monate dauert, feiern die Zweisamkeit nach entbehrensreichen Jahren meist dermassen exzessiv, dass jene Alleinstehenden, die sich bisher kraftvoll und gut fühlten, zu einsamen Versagern werden.

Vor allem dann, wenn die Liebe im ultimativen Erfolg enden sollte: Was die gleichen Frauen Mitte zwanzig entweder ablehnten oder dann in einer zehnminütigen Zeremonie auf dem Standesamt über die Bühne brachten, zelebrieren sie nun mit Hilfe der wachsenden Romantikindustrie als gigantische Hochzeitsfeierlichkeiten. Gleichzeitig wird den Single-Frauen unter den geladenen Gästen demonstrativ vor Augen geführt, was sie nicht – und vielleicht niemals – erreichen werden.

Deutsche und amerikanische Studien untersuchten die Gründe, wieso heute so viele Frauen zwischen dreissig und vierzig allein sind: Die diplomatische Antwort der weiblichen Befragten lautete: «Weil ich zu hohe Ansprüche an einen Partner habe.» Die Frage, ob sie den Zustand des Alleinseins ändern möchten, beantwortete eine überwältigende Mehrheit mit Ja, ebenso wie die Frage, ob sie gerne (erneut) heiraten würden. Im Taumel von Unabhängigkeit und grenzenlosen Möglichkeiten trennten sich viele in jüngeren Jahren sorglos und eilig von ihren Partnern, doch die Hoffnung, dass übermorgen ein besseres Exemplar vor der Türe steht, erwies sich als Illusion, und emotionale Turbulenzen, die sich im Fall von involvierten Kindern oft als weitreichend erwiesen, trafen viele unvermutet im Nachhinein. Wenig erstaunlich: Ein Drittel aller Single-Frauen bedauert Entscheidungen, die sie in Zusammenhang mit ihrem Liebesleben in früheren Jahren getroffen haben.

*Maria Klein: Weiblich, 40, plötzlich Single – Meine Suche nach dem neuen Mann fürs Leben. Droemer Kaur. 319 S., Fr. 14.90



Location richtig, Lektüre ideal: Moderatorin und Model Annina Frey.



Franz und Gloria

Von Daniele Muscionico

Vielleicht ist heute ja nur noch das Zitat ein Original. Weil es nicht behauptet, original und originell zu sein. Weil es sich eingesteht, dass es nichts zu sagen hat, dass es bloss existiert, um auf etwas anderes zu verweisen. Wer Zitate für zweitrangig hält, der hat nicht begriffen, dass er es mit einer ehrlichen Haut zu tun hat. Und die ist eine seltene Sache.

Ein Basler Fotograf legt einen Bildband vor, 59 Porträtaufnahmen, und sie sind ein einziges grosses Zitat. Überraschend ist das, in einer Zeit, in der sonst wenige aus freien Stücken die Meinung teilen, dass das Neue zumeist das Alte sei. Weil der Ruch der Innovation liebend gern ein Selbstzweck ist. Weil man es liebt, zu vergessen, dass bereits die guten alten Römer bei den besseren älteren Griechen abgeschrieben haben.

Dieser Fotograf aber zitiert offenherzig seine fotografischen Vorbilder und Lieblingsbilder. Er zitiert die Fotogeschichte zurück in die Annalen, er zitiert in Stil, Ton, Motiv und Atmosphäre die Piktorialisten von vorgestern und die Neo-Realos von übermorgen. Witzig ist das, und ohne einen Schwarm von Set-Designern und Stylisten nicht zu bewältigen. Und witzig ist auch: Vor seiner Kamera tummelt sich Tout-Bâle, versammeln sich die Schwer-, Halbschwer- und Fliegengewichte der Basler Prominenz.

Aber wieso? Wieso lässt sich der Nobelpreisträger Rolf Zinkernagel von Lucian Hunziker im Stil von Julia Margaret Cameron fotografieren? Weshalb Roger Federer à la mode de Man Ray? Mike Shiva hellseherisch inszenieren gemäss Pierre et Gilles? –minu überzuckert nach LaChapelle? Warum Annina Frey aufgebrelzt wie von Annie Leibowitz?

Wenn Annina Frey sich vor die Kamera setzt, gehört das zu ihrem Beruf, dem des Moderatoren-Models in der Fernsehendung «Glanz und Gloria». Doch Glanz und Gloria besitzen diese Bilder mitnichten, im Gegenteil. Sie imitieren das Making-of von Ikonen, sie entarnen die Gemachtheit von Macht. Sie spiegeln den Jahrmarkt der Eitelkeiten in einem blinden Spiegel – und dort erkennen wir: Persönlichkeit ist offenbar das Ergebnis von richtiger Beleuchtung, vorteilhaftem Make-up und einem kreativen Kulissenschieber. Mein Ich ist nichts als ein Zitat. Ich imitiere, also bin ich. Immerhin.

Lucian Hunziker: Basel in Portraits, Friedrich Reinhardt Verlag, Basel.

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Lori Nelson Spielman**: Morgen kommt ein neuer Himmel (*Fischer Krüger*)
- 2 (2) **Jean-Luc Bannalec**: Bretonisches Gold (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 3 (-) **Diana Gabaldon**: Ein Schatten von Verrat und Liebe (*Blanvalet*)
- 4 (3) **Donna Leon**: Das goldene Ei (*Diogenes*)
- 5 (5) **Michael Robotham**: Erlöse mich (*Goldmann*)
- 6 (-) **Anna Gavaldà**: Nur wer fällt, lernt fliegen (*Hanser*)
- 7 (7) **Jonas Jonasson**: Die Analphabetin, die rechnen konnte (*Carl's Books*)
- 8 (6) **Viveca Sten**: Beim ersten Schärenlicht (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 9 (8) **Martin Suter**: Allmen und die verschwundene Maria (*Diogenes*)
- 10 (-) **Isabel Allende**: Amandas Suche (*Suhrkamp*)

Sachbücher

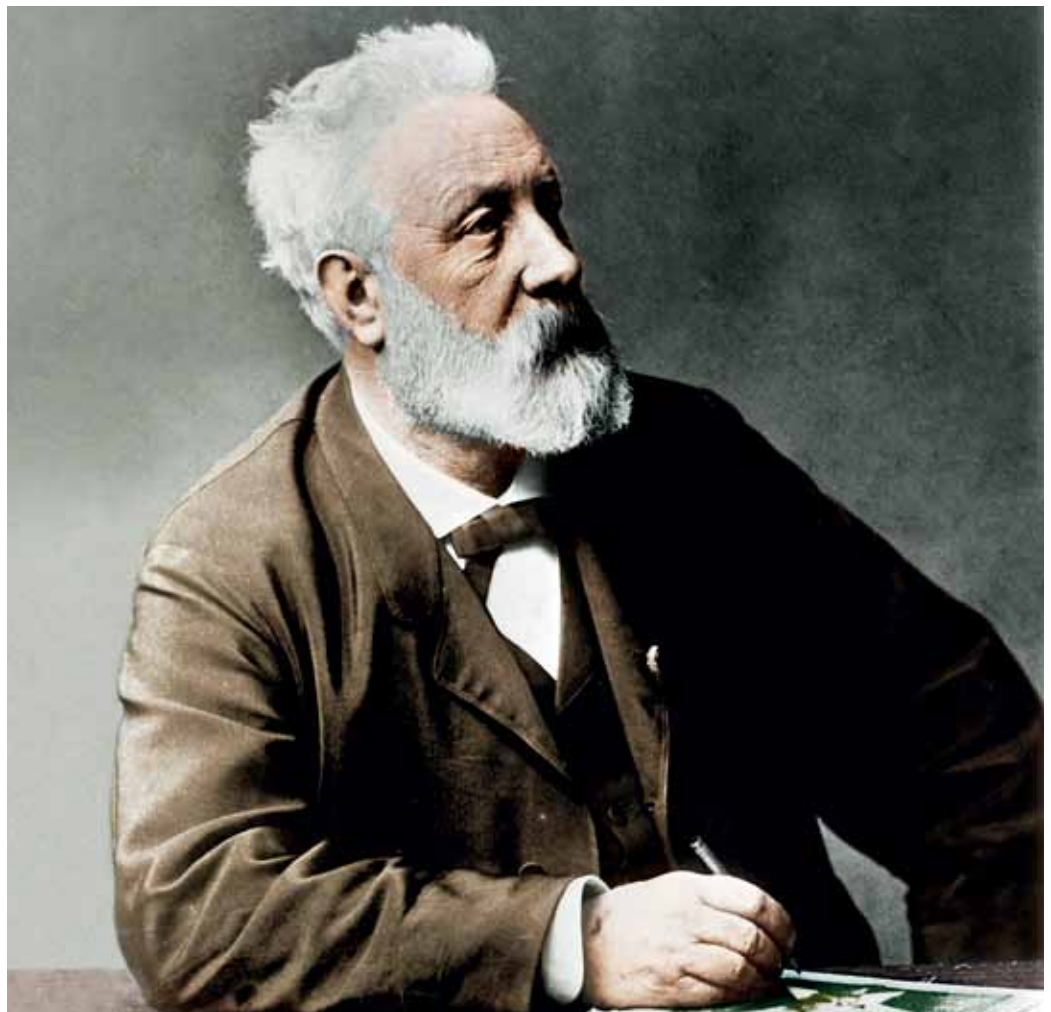
- 1 (1) **Giulia Enders**: Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 2 (3) **Colleen Dorsey**: Rubberband Schmuck (*Scorpio*)
- 3 (2) **Wilhelm Schmid**: Gelassenheit (*Insel*)
- 4 (-) **Das grosse Schweizer Buch der WM 2014** (*Reinhardt*)
- 5 (9) **Ronald Gohl; Yannik Kobelt; Lukas Fischer**: 1001 Ausflugsziele (*Weltbild*)
- 6 (5) **Jamie Purviance**: Weber's Grillbibel (*Gräfe und Unzer*)
- 7 (8) **Fritz Hegi**: Mit Wander-Fritz durch die Schweiz (*Weltbild*)
- 8 (-) **Duden**: Die deutsche Rechtschreibung (*Bibliographisches Institut GmbH*)
- 9 (7) **Wolfgang Koydl**: Die Besserköner (*Orell Füssli*)
- 10 (-) **Matthias Weik; Marc Friedrich**: Der Crash ist die Lösung (*Eichborn*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Mayonnaise

Die Schlacht um Marignano hat wieder begonnen – die um deren Deutung. 2015 jährt sich die Niederlage der Eidgenossen in der Poebene zum 500. Mal, da haben achtzehn Autoren schon einmal einen Text veröffentlicht, um der befürchteten Vereinnahmung der Schlacht durch Rechtskonservative zuvorzukommen. Mit dabei sind die unvermeidlichen Georg Kreis, Guy Krneta und Daniel de Roulet, die den Kampf gegen alles, was mit der SVP zu tun haben könnte, zu ihrer Lebensaufgabe erklärt haben. Auch Mundartautor Pedro Lenz hat einen Text beigesteuert: ein Gedicht über die «Mythologie-Mayonnaise» um «Mäuchtau, Murte, Morgarte, Marignano». In der Mayonnaise der selbsternannten Mythologie-Zertrümmerer ist Lenz' raffiniert verspielter Beitrag ein einsamer Höhepunkt. (rb)

Alle Texte auf www.marignano.ch



Virtuosos Spiel mit Fakt und Fiktion: Autor Verne.

Autoren

Schlüssel zur Leichtigkeit

Jules Verne hat eine einzige Liebesgeschichte geschrieben. Womöglich verbirgt sich darin die Wahrheit über ein rätselhaftes Kapitel seines Lebens. *Von Dagmar Just*

New Orleans, 9. März 1886. Während es noch früh am Tag und ruhig vor dem Finish der ersten Schachweltmeisterschaft ist, fällt siebeneinhalbtausend Kilometer weiter westlich im französischen Amiens, wo die Uhr bereits siebzehn schlägt, ein Schuss. Das Opfer Jules Verne, prominentester Einwohner der Stadt, bricht doppelt getroffen vor seinem Haus in der Rue Charles Dubois Nummer 2 zusammen. Die Kugel dringt ihm so tief ins Bein, dass er fortan behindert und auf Morphin angewiesen ist. Der eigentliche Schock aber ist der Schütze: sein Lieblingsneffe.

Bastelbogen schottischer Klischeetypen

Bis heute sind dessen Gründe für das Attentat ungeklärt. Angeblich wollte er den Onkel damit postum in die Académie française schiessen. Aber da er gleich nach der Tat für geisteskrank erklärt wird und bis zu seinem Tod 52 Jahre später in verschiedenen Heilanstalten

verschwindet, hat man das nie aus seinem eigenen Mund gehört. Und da sich auch die übrige Familie in Schweigen hüllt, blühen seither die Legenden. Die populärste spricht von einem Familiendrama, bei dem der Neffe in Wirklichkeit Jules Vernes Sohn mit Vernes Dauergeliebten war. Schöne Idee, dass einer der grössten Workaholics der Weltliteratur nicht nur zwei bis drei Romane pro Jahr auf den Markt warf, dazu Theaterstücke, Erzählungen, Geschichts- und Geografiewerke, sondern auch noch Zeit und Musse für ein Doppelleben als Liebhaber hatte. Er selbst beteuerte allerdings das Gegenteil: «Ich bin sehr linkisch, Liebesgefühle auszudrücken. Allein das Wort <Liebe> zu schreiben, jagt mir Angst ein.» Alles Bluff? Reine Schutzbehauptung, um hinter der Fassade des braven Bürgers ungestört wie Strawinsky, Lindbergh, Mitterrand oder all die anderen Brüder im Geist zwischen seinen Häusern, Frauen und Familien zu sur-

fen? «Ich habe nicht vor, die Geschichte meines Lebens zu schreiben, das nichts sehr Interessantes aufzuweisen hätte, ebenso wenig wie den Bericht meiner Reisen zu verfassen, die auch nicht interessanter wären.»

Er hielt sich daran: keine Autobiografie, kein Tagebuch, kein Nachlass mit intimen Dokumenten. Die Wahrheit liegt also irgendwo da draussen oder gut verpackt in seinen über achtzig Büchern.

Eines der merkwürdigsten ist zweifellos Nummer 23, das er für die Kultbuchreihe «Voyages Extraordinaires» schrieb: «Le rayon vert» («Der grüne Blitz»). Schon der Schauplatz des 1882 erschienenen Romans ist eine Sensation: Schottland! Genauer: die Inseln der Hebriden vor der schottischen Westküste. Der Hotspot der damaligen Kulturschickeria! Und er ein Autor, dessen Markenzeichen seit seinem Debüt vor neunzehn Jahren die Erfindung fantastischer Reisen zu utopischen Orten ist. Der Mond, Sibirien, der Mittelpunkt der Erde. Aber Schottland? Dieses vom deutschen Baedeker wie vom britischen Murray beworbene Tourismusparadies! Herkunftsland der Kelten, wo sich das 19. Jahrhundert trifft wie die Fans von heute an den Schauplätzen von Joanne K. Rowlings «Harry Potter» und Dan Browns «Sakrileg».

Angeheizt durch Walter Scotts historische Romane und James Macphersons grossartiges Ossian-Fake, pilgerte man damals kollektiv zu den Königsgräbern von Iona und zur Fingalshöhle von Staffa. In Druckzeiten landen auf den Inseln bis zu 300 Touristen täglich. Unter ihnen Persönlichkeiten wie Queen Victoria und Prinz Albert, der Dichter John Keats, der Autor Theodor Fontane und William Turner, der Maler. Der Komponist Felix Mendelssohn Bartholdy lässt sich von den Hebriden zu seiner gleichnamigen Konzertouvertüre inspirieren. Und Napoleon Bonaparte treibt das Ossian-Fieber so weit, noch 1811 ein Gemälde zu einem ossianischen Thema beim jungen Ingres für sein künftiges Schlafzimmer im römischen Quirinalspalast zu bestellen.

Unglaublich, dass Jules Verne, diese Scheherazade des Reisens, ausgerechnet diesen Landstrich als Romankulisse überhaupt in Betracht zieht. Und doch ist genau das der Witz des «Grünen Blitzes»: dass Verne dieses Mallorca des frühen Massentourismus zum Schauplatz eines abenteuerlichen Inselhoppings mit grossem Kultur- und Naturparcours, Lovestory und Astro-Event umfunktioniert. Hinreisend, wie virtuoso und ironisch er dabei mit Fakt und Fiktion spielt. Angefangen bei den Figuren. Alle wie aus dem Bastelbogen schottischer Klischeetypen: ein etwas betagtes Brüderpaar, schrullig, reich, gutmütig. Ihre hübsche, verwaiste Nichte, heiratsfähig, intelligent und romantisch. Die zwei potenziellen Bräutigame: einer ein verknöchertes Wissenschaftler vom Charakter der Firma Mac Egoist; der an-

dere ein tougher Sportsmann und sensibler Maler, Frauenverstehler und Solist. Dazu ein Dienerpaar, das von den guten alten Zeiten mit Kilt und Dudelsack träumt. Das ist die Reisesegruppe, die der Autor auf die Jagd nach dem grünen Blitz über die touristische Hauptstrecke, die «Royal Route», durch die Highlands und die Hebriden schickt.

Per du in höchster Lebensgefahr

Da das grüne Leuchten, das beim Untergang der Sonne im Meer entsteht, nur bei klarem Horizont und Himmel sichtbar ist, zählt es immer noch zu den Highlights des Astro-Tourismus. Dass Jules Verne seine sieben Helden gerade dieses Naturereignis in der notorisch von Inseln und Inselchen, Buchten und Archipelen übersäten Landschaft suchen lässt, ist sicher seine schrägste Idee. Doch gleich danach kommt die Liebesgeschichte. Die Nichte und ihr Traumheld duzen sich erst, als sie von der Flut des orkangepeitschten Meers in höchster Lebensgefahr eingeschlossen sind. Dann fällt sie in Ohnmacht, und fast wären beide kusslos ertrunken, hätte nicht wie von Geisterhand plötzlich die Ebbe eingesetzt. Rettung, Rückkehr, Happy End. Klingt das nach einem sein Doppelleben geniessenden, fulminanten Autor-Liebhaber? Nichtsdestotrotz muss die Lektüre des Buchs damals ein Mordsspass für das Publikum, speziell das angelsächsische, gewesen sein. Inklusiv der Botschaft «Zurück zur Natur!», für die Jules Verne einige grandiose Bilder findet, etwa in der Beschreibung des berühmten Mählstroms von Corryvreckan oder der kleinen Wolke am Horizont.

Dreizehn Jahre nach Erscheinen von «The Green Ray» gibt der Franzose in einem Interview mit dem *Strand Magazine* zu Protokoll: «During a never-to-be-forgotten tour in the British Isles, my happiest days were spent in Scotland.» Diese «glücklichsten Tage», die er auf seiner ersten «unvergesslichen Schottland-Tour» 1859 verlebt hat, könnten ein Schlüssel zu der so fröhlichen Leichtigkeit von «Le rayon vert» sein. Vielleicht lädt Jules Verne aus dem gleichen Grund im Sommer 1880 auch seinen Sohn und besagten Neffen zu einer Kreuzfahrt auf seiner Jacht in das Schottland seiner eigenen Jugend ein? Und vielleicht erzählt er ihnen dort die Legende, an die er zwei Jahre später die Jagd nach dem grünen Blitz knüpft: Wer den grünen Blitz sieht, kann im eigenen Herzen lesen wie in jedem anderen und irrt sich niemals mehr in Fragen des Gefühls. Alles spricht dafür, dass Jules Verne die Legende selbst erfunden hat. Die tragikomische Pointe ist, dass er dann den grünen Blitz entweder nie selbst gesehen oder seiner eigenen Legende nicht vertraut hat. Ansonsten hätte er doch sicher seinen Neffen durchschaut und von den Attentatsplänen abgebracht.

Jules Verne: Der grüne Blitz. Mare. 281 S., Fr. 39.90

Jazz

Feuerwerk aus den Radio Days

Von Peter Rüedi

Max Roach war eine charismatische Gestalt – nicht nur des Jazz und nicht nur des Schlagzeugs, das er recht eigentlich neu erfunden hatte (u. a. aus dem Geist des Steptanzes). Er war eine der führenden Figuren in der schwarzen Bürgerrechtsbewegung der fünfziger und sechziger Jahre. Sosehr das nach achtundsechziger Phrase klingt: Seine Power stammte tatsächlich aus seinem gesellschaftlichen Engagement. Platten wie «We insist! Freedom Now Suite» waren keine Protestfolklore. Aber Roach wollte immer auch über die innersten Zirkel hinaus wirken. Mit seiner ersten eigenen Formation, dem Max-Roach-Clifford-Brown-Quintett, trug er viel zur Begründung des sogenannten Hard Bop bei, und der war auch ein weniger elitärer, sozusagen vom Kopf auf die Füsse gestellter Bebop. Nach dem Tod seines grossen Co-Leaders an der Trompete arbeitete er immer mit kreativen, aber nie avantgardistisch verstiegenen Partnern (u. a. Booker Little).

Sein Schlagzeugspiel hatte wie seine Bandkonzeption eine eminent organische Qualität, er war ein Meister der dynamischen Dramaturgie. «Das erste Solo, das ich aufnahm», sagte er mir einmal, «hiess, gewiss nicht zufällig, «Drum Conversation». Ich meine, nicht nur Bläser oder Sänger müssen atmen. [...] Ich denke in Sätzen, in Satzperioden, setze Interpunktions- und Anführungszeichen.» Eine «Drum Conversation» findet sich auch auf der zweiten von zwei CDs, die ein legendäres Konzert vom 2. 2. 1960 im Stadttheater Lausanne enthalten; aber noch eindrücklicher als seine Soli ist das permanente Feuerwerk, das der Leader hinter seinen Partnern entfacht.

Die Band, wie oft bei Roach ohne Piano, mit Julian Priester an der Posaune, den Brüdern Tommy und Stanley Turrentine an Trompete und Tenorsax und Bobby Boswell am Bass, feuert ein Rezital von Hard-Bop-Standards und -Trouvaillen ab, in wahnsinnigen Tempi oder mit viel expressivem Nachdruck, gipfelnd in einer wunderbaren Version von Monks «Bemsha Swing». Jazz live. Leidenschaft geht hier vor Perfektion. Eine Kostbarkeit. Nicht nur, weil die Band auf Studioaufnahmen jener Jahre (1959/60) kaum dokumentiert ist.



Max Roach Quintet:
Lausanne 1960, Part 1 & 2.
(Swiss Radio Days Jazz Series 35
und 37). TCB 2352&2372

Pereiras Traum

Die Salzburger Festspiele zeigen, dass Oper wieder wunderschön sein darf. *Von Christian Berzins*



«Don Giovanni» an den Salzburger Festspielen.

Immer mehr. Die Salzburger Festspiele zeigen das «System Pereira» in Vollendung: 270 Vorstellungen in 45 Tagen an 16 Spielstätten, insgesamt 265 000 Karten, ein Budget von 64,8 Millionen Euro, fast 6100 Angestellte. Zehn Minuten vor Opernbeginn scheinen sich noch ein paar hundert mehr in der Hofstallgasse zu drängeln. Die Prinzessinnen, der deutsche Geldadel, die Adabeis, die Schauspieler, die Sponsoren, die Intendanten, die Promigucker...

Der «Rosenkavalier» steht an. Logisch, hat Alexander Pereira zum Richard-Strauss-Jahr 2014 den Hit und nicht das hochtrabende Konversationsstück «Capriccio» angesetzt: Im Hauptprogramm bedient er die Sponsoren – im Nebenprogramm das Feuilleton. Bezeichnend, schießt man dort dieser Tage heftig auf ihn. Denn schon zur Eröffnung liess Pereira «Don Giovanni» aufführen, die meistgespielte Oper der Salzburger Festspiele. Dabei zeigte Salzburger Schauspielchef Sven-Eric Bechtolf als Regisseur auch noch, dass Oper auch mal wieder einfach wunderschön sein darf: Vorbei die Zeiten mit einem Don, der sich bloss mit Drogen auf den Beinen hält und sich durch den Müll der Welt kämpft. Bechtolf liess Ildebrando D'Arcangelos naturgegebenen Testosteronvorrat überkochen und zeigte den mordenden Don Giovanni als dionysischen Erotiker, der bei mancher Theaterbesucherin kribbelnde Sym-

pathien ausgelöst haben dürfte. Sehr schade allerdings, dirigierte Christoph Eschenbach die Wiener Philharmoniker so glatt silbern, ohne inneres Pochen, ohne Drang.

Hochwasser-Schlagzeilen

Die «Don Giovanni»-Verrisse waren kaum als Nachtkritiken online geschaltet, da bekam Pereira vom deutschen Feuilleton erneut aufs Dach, obwohl er auf die Bühne brachte, was

Den nächsten Wirbel gibt's am 9. August: Verdi-Premiere mit Anna Netrebko!

vor ihm in Salzburg die Intendanten nur ganz selten riskierten: eine Uraufführung. Der Franzose Marc-André Dalbavie (geb. 1961) wagte sich an die historische Figur Charlotte Salomon (1917–1943), eine in Auschwitz ermordete Malerin. Er baute zusammen mit Regiestar Luc Bondy und Librettistin Barbara Honigmann aus Hunderten von ihren mit Texten verzierten Bildern eine Oper. Doch Dalbavie übertrieb sein Spiel mit berühmten Zitaten aus der Musikgeschichte und verdrängte damit sein eigenes harmlos-schönes Tongemälde.

Als dann am Dienstag auch noch der dritte Paukenschlag bloss ein Piano-Echo hervorrief,

war die Festspielleitung froh um ablenkende Hochwasser-Schlagzeilen ... Zehn Abende sollte laut Karl Kraus (1874–1936) eine Aufführung seines Epos «Die letzten Tage der Menschheit» – eine bitterböse Theatersatire auf Österreich im Ersten Weltkrieg – dauern, 4 Stunden und 15 Minuten lang wurde die Fassung von Georg Schmedleitner. Langeweile kam nicht auf, denn der Regisseur bedient im Landestheater die Theaterklaviatur virtuos. Doch in der Vielfalt dieser Theatershow lag auch ihre Beliebtheit. Gallige Börsartigkeit wurde hier zum Theaterdienst.

Souveränen Theaterdienst – wir sind zurück im «Rosenkavalier» – leistet auch Regiealtmeister Harry Kupfer, allerdings prächtig verpackt. «Der Rosenkavalier» wird zum höchästhetischen Traum einer Welt von gestern – und musikalisch ein Triumph! Mit wem spielen die Wiener Philharmoniker noch feinfühlicher, noch glänzender als mit Franz Welser-Möst, dem ehemaligen Generalmusikdirektor Zürichs?

Siebenfach überbucht

«Ist ein Traum, kann nicht wirklich sein, dass wir zwei beieinander sein, beieinander für alle Zeit und Ewigkeit!», singen Octavian und Sophie im Finale. Alexander Pereira und die Salzburger Festspiele stimmten einst ähnliche Hymnen an. Der Bruch kam schnell, Pereira standen zu viele Alphatiere gegenüber. Nichts hasst er mehr. Damals in Zürich sonnten sich die Politiker in seinem Glanz.

Das System Pereira, dieses «Darf's ein wenig mehr sein?», stiess in Salzburg an seine Grenzen. Nächstes Jahr wird abgespeckt. Das Nachrichtenmagazin *News* spekulierte bereits über den Verlust von Millionen an Sponsorengeldern. Demonstrativ zeigte sich Festspielpräsidentin Helga Rabl-Stadler – die Kraft, die die Festspiele seit Jahren zusammenhält – am 1. August zusammen mit Audi-Chef Rupert Stadler und präsentierte einen Hauptsponsorenvertrag (jährlich 700 000 Euro) für weitere vier Jahre und sagte: «Sponsoren sponsern nicht, weil der Pereira oder die Rabl da ist, sondern weil die Salzburger Festspiele eine attraktive und internationale Plattform sind.»

Den nächsten Wirbel gibt's am 9. August: Verdi-Premiere mit Anna Netrebko! Theatermagier Alvis Hermanis versetzt den «Trovatore» ins Museum. Die sich abzeichnenden Schlagzeilen des deutschen Feuilletons können Pereira egal sein, die Aufführungen sind trotz des Parkettpreises von 420 Euro siebenfach überbucht.

Salzburger Festspiele: Bis 31. August
Christian Berzins ist Musikkritiker der *Nordwestschweiz* und der *Schweiz am Sonntag*.

Exklusiv für Platin-Club
Backstage-Tour und
Wine-Tasting



Kreatives Malen in St. Moritz

Suvretta Art Week 2014

Im malerischen Engadin haben Künstler wie Giovanni Segantini oder die Brüder Augusto und Giovanni Giacometti ihre weltberühmten Werke geschaffen. Lassen auch Sie sich von den weissen Gipfeln, den kristallklaren Seen, von Arven- und Lärchenwäldern und farbenprächtigen Bergblumen inspirieren!



Vom 31. August bis 7. September 2014 heisst das legendäre «Suvretta House» in St. Moritz sowohl unerfahrene wie auch passionierte Malerinnen und Maler willkommen. Unter fachkundiger Anleitung von Nicki Heenan lernen Sie, das einzigartige Zusammenspiel von Licht, Rhythmus und Farben in Ihren Bildern kreativ einzufangen. Die Zeichenlektionen mit der internationalen Künstlerin und Kunstlehrerin finden täglich

unter freiem Himmel im Stil des Impressionismus des frühen 20. Jahrhunderts statt. Zum krönenden Abschluss der «Suvretta Art Week» werden Ihre Werke am Samstag, 6. September 2014, anlässlich einer Vernissage im Hotel präsentiert! Als Gast im luxuriösen 5-Sterne-Hotel dürfen Sie zudem ein einzigartiges Wohlfühl-Programm erwarten: Sie relaxen im grosszügigen Wellnessbereich, geniessen kulinarische Höhenflüge im edlen Grand Restaurant oder erkunden das Engadin mit dem Bergbahn- und ÖV-Ticket.

Exklusiv für Platin-Club

Als Extra lädt die Direktion die Mitglieder des Weltwoche-Platin-Clubs zur Backstage-Tour mit Blick hinter die Kulissen des prachtvollen Schlosses sowie zum Wine-Tasting im historischen Keller ein.

Platin-Club-Spezialangebot

«Suvretta Art Week»

31. August bis 7. September 2014
«Suvretta House»*****, St. Moritz

Preise

Junior Suite: Fr. 3900.– pro Person
Superior: Fr. 3160.– pro Person
Standard: Fr. 2600.– pro Person

Leistungen

- 7 Übernachtungen inkl. HP im DZ oder EZ
- 5 Tage Zeichenunterricht (Wasser und Acryl)
- Ausstellung am 6. Tag
- Material inkl. Bilderrahmen
- Freie Benützung des «Suvretta Sports & Pleasure»-Clubs
- Freie Benützung aller Bergbahnen und des ÖV im Oberengadin
- Inkl. Service, Taxen, MwSt.

Buchung

Reservieren Sie Ihr Arrangement:
Tel. +41 (0)81 836 36 36 oder
reservations@suvrettahouse.ch
Bitte das Stichwort «Weltwoche» angeben.

Veranstalter

«Suvretta House», 7500 St. Moritz
www.suvrettahouse.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Top 10

Knorrs Liste

1	Jersey Boys	★★★★★
	Regie: Clint Eastwood	
2	Boyhood	★★★★★
	Regie: Richard Linklater	
3	Tom à la ferme	★★★★☆
	Regie: Xavier Dolan	
4	Blue Ruin	★★★★☆
	Regie: Jeremy Saulnier	
5	Die geliebten Schwestern	★★★★☆
	Regie: Dominik Graf	
6	Out of the Furnace	★★★★☆
	Regie: Scott Cooper	
7	Wir sind die Neuen	★★★★☆
	Regie: Ralf Westhoff	
8	Maleficent	★★★☆☆
	Regie: Robert Stromberg	
9	The Fault in Our Stars	★★★☆☆
	Regie: Josh Boone	
10	Transformers: Age of Extinction	★★☆☆☆
	Regie: Michael Bay	

Kinozuschauer

1 (-)	22 Jump Street	34 740
	Regie: Phil Lord / Christopher Miller	
2 (-)	How to Train Your Dragon 2	17 539
	Regie: Dean DeBlois	
3 (-)	Transformers: Age of Extinction	11 371
	Regie: Michael Bay	
4 (-)	The Purge: Anarchy	8024
	Regie: James DeMonaco	
5 (-)	Wir sind die Neuen	4166
	Regie: Ralf Westhoff	
6 (9)	Der Hundertjährige, der...	2120
	Regie: Felix Herngren	
7 (6)	Blended	1943
	Regie: Frank Coraci	
8 (4)	Tinker Bell: The Pirate Fairy	1705
	Regie: Peggy Holmes	
9 (-)	One Chance	1690
	Regie: David Frankel	
10 (-)	Thanks for Sharing	1661
	Regie: Stuart Blumberg	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Non-Stop (Impuls)
2 (-)	Jack Ryan: Shado Recruit (Rainbow)
3 (1)	Rio 2 (Fox)
4 (2)	The Wolf of Wall Street (Universal)
5 (3)	Fack Ju Göhte (Rainbow)
6 (-)	American Hustle (Ascot Elite)
7 (9)	Der Hobbit – Smaugs Einöde (Warner)
8 (4)	Homefront (Impuls)
9 (6)	47 Ronin (Universal)
10 (5)	Saving Mr. Banks (Disney)

Quelle: Media Control



Immer perfekter: «Dawn of the Planet of the Apes».

Kino

Ziemlich beste Freunde

Sequels und kein Ende. Der jüngste Affenfilm, «Dawn of the Planet of the Apes», ist tricktechnisch brillant, inhaltlich eine alte Kamelle. Von Wolfram Knorr

In seiner Seele ist der Amerikaner ein ewiger Frontier, jedenfalls in Hollywood und den Populärgenres wie dem guten alten Western und den erfolgreichen Fantasy-Galaxy-Apokalypse-Spektakeln. Aktuelles Beispiel ist «Dawn of the Planet of the Apes», das Sequel von «Rise of the Planet of the Apes» (2011). Es ist ein verkappter Western. Der echte Westerner sucht auch Freundschaft mit Indianern. Konflikte mit ihnen gibt's auf der «weissen» Seite nur durchs Militär (Staatsräson) oder durch profitgierige Waffenhändler; auf der «roten» Seite durch machthungrige, vernachlässigte Krieger (Häuptlingssöhne oder -stiefsöhne). Im Klassiker «Broken Arrow» (1950) gewinnt ein Abenteurer (James Stewart) die Sympathien des Apachenhäuptlings Cochise. Doch Geronimo hintertreibt die Freundschaft.

Am Rande der Zivilisation

Natürlich sind Indianer keine Affen, aber so unbeholfen, wie sie leider in manchen Hollywoodfilmen präsentiert werden, wären sie in Käfighaltung besser aufgehoben; vor allem wenn sie als kreischende Horde idiotisch um eine Wagenburg reiten und sich von den Pferden ballern lassen. Die Affen dagegen schwingen sich kreischend von Baum zu Baum und erlegen ihr Wild mit Lanzen. Im ersten «Apes»-

Film sind sie noch im Käfig und lösen durch ein Gen-Experiment eine verheerende Pandemie unter den Menschen aus. Beim Schimpanse Caesar führt das zu einer enormen Intelligenzsteigerung. Er befreit daraufhin seine Leidensbrüder und -schwestern aus den Zwingern in San Francisco und zieht sich mit ihnen in die Wälder zurück. Caesar kann sprechen wie die Indianer. San Francisco ist in der «Apes»-Fortsetzung eine verwilderte Ruine voll von grünem Schimmel, wucherndem Gras und barockem Industriemüll.

Die Einwohner verhalten sich wie in einem Fort am Rande der Zivilisation. Ihre feste Burg hätten sie gerne besenrein beziehungsweise netzrein, um endlich wieder News auf ihren Laptops zu checken. Allein es fehlt der Strom. Der könnte wieder fließen, wenn man das nahe gelegene Wasserkraftwerk reaktivieren würde; doch das liegt im Revier der Affen (in «Broken Arrow» geht der Postdienst durchs Indianergebiet!). Caesar, der Führer, fällt auf die Avancen netter Menschen rein und hilft ihnen. Er wird zum ziemlich besten Freund. Gott sei Dank funkt der ewige Zweite, Gorilla-Heissporn Koba, dazwischen, der den Menschen nix glaubt, Waffen klaut und zum blutigen Halali kreischt.

Drei Drehbuchautoren, Mark Bomback, Rick Jaffa, Amanda Silver, brauchte es für diese

Erzählungsablaube, die so substaenziell ist wie eine alte Kamelle. Dass die gutgemeinte Utopie von Matt Reeves («Cloverfield») – der selbstredend ein dritter Teil folgen wird – dennoch prima Augenfutter ist, liegt einzig und alleine an der brillanten Technik, dem immer perfekter werdenden Performance-Capture-Verfahren, das Schauspieler dank digitaler Technik in lebendige Fantasiewesen verwandelt. Der Hokusfokus der Trickzauberer verdrängt gnädig die durchgekaute Kitschhandlung. ★★★☆☆

Jersey Boys — Auch wenn er bereits letzte Woche gestartet ist, Clint Eastwoods neuen Film kann ich nicht ignorieren. Auf die Frage, warum er in seinem Alter noch Filme mache, bekannte er: «Ich habe keine Lust, jeden Morgen mit einer Horde alter Männer auf den Golfplatz zu gehen.» Und so bleibt er – Gott sei Dank – seinem Gewerbe treu und greift als 84-Jähriger (!) auf eine alte Liebe zurück: die Musik. Schon in seiner ersten Regiearbeit erwies er ihr im Titel seine Reverenz. «Play Misty for Me» (1971) bezog sich auf den Pianisten Erroll Garner. 1988 setzte er mit «Bird» der Jazzgrösse Charlie Parker ein Denkmal, und in Martin Scorseses Geschichte des Blues drehte Eastwood den entspanntesten Beitrag («Piano Blues»). Nun widmet er sich der federleichten Doo-Wop-Musik der Four Seasons aus den sechziger Jahren. Er betont den Kraftakt des Quartetts aus New Jersey, sich und die Träu-



Riesenvergnügen: Eastwoods «Jersey Boys».

me aus dem italoamerikanischen Milieu rauszustemmen und in der Musik zu verzaubern.

So beginnt «Jersey Boys», nach dem erfolgreichen Broadway-Musical, nicht wie eine der üblichen Singspieladaptionen, sondern wie ein Mafiafilm à la Scorsese. Frankie Valli (John Lloyd Young), Tommy DeVito (Vincent Piazza), Nick Massi (Michael Lomenda) und Bob Gaudio (Erich Bergen) gehen kleinkriminellen Tätigkeiten nach, stehen aber unter dem Schutz des musikseligen Paten Gyp DeCarlo (Christopher Walken), der schon Frank Sinatra förderte. Ihm kommen die Tränen, wenn Frankie Vallis Falsett erklingt. In der Wohnung seiner Eltern hängt wie ein heiliger Schrein ein Triptychon: links der Papst, in der Mitte Jesus und rechts Sinatra.

Eastwood erzählt die Geschichte der Jersey Boys, ihren zähen Aufstieg, ihren Erfolg und ihre Zerrüttung erfrischend distanziert und verzichtet dabei auf Tanz- und Gesangswirbeleien, wie sie in Musical-Verfilmungen üblich sind. Dafür lässt er seine swingenden Hallodris immer wieder mal in die Kamera reden und macht den Zuschauer zum augenzwinkernden Kumpel.

Wenn die vier Jungs fieberhaft Songtexte für ihre Hits wie «Big Girls Don't Cry», «Sherry» oder «Walk Like a Man» bosseln, erweist sich Eastwood als grosser Ironiker. Beim Betrachten von Billy Wilders «Ace in the Hole» (1951), wenn Kirk Douglas Jan Sterling ohrfeigt, fällt ihnen der Text zu «Big Girls Don't Cry» ein. Film und Musik sind eben untrennbar. Dem kompletten Ensemble spürt man das Vergnügen an und übrigens auch Bild und Requisite, die mit Schmackes Interieur und Moden der Fifties und Sixties akribisch auf die Leinwand zaubern.

Eastwood schildert den Aufstieg der Four Seasons ohne Fisimatenten, Gehopse oder Geschwurbel. Bei ihm kommt Kunst nicht von Klotzen. Meryl Streep behauptete mal, Eastwood baue seine Filme wie Fugen auf. Kann was dran sein, mit Pomp haben sie nichts am Hut. «Jersey Boys» ist ein Riesenvergnügen. ★★★★★

duzierten Filme jenseits der Blockbuster nur noch Frauenfilme sind, ist wohl zu einer fixen Idee geworden. Da müssen Sie aufpassen, sonst sehen Sie in jedem Film, in dem über Frauen geredet wird, gleich einen Frauenfilm. Aber es kommt ja Abhilfe für Sie und Ihr Team: Donnergott Thor wird eine Frau, eine gestählte Amazone. Könnte doch ein Identifikationsangebot sein und Sie mit Frauenrollen wieder versöhnen.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fragen Sie Knorr

Ist es möglich, dass die überwiegende Mehrzahl der neuproduzierten Filme Frauenfilme sind? Wir in unserem Kino-team gehen inzwischen hauptsächlich in so genannte Blockbuster für Jugendliche, weil wir nur noch dort Identifikation mit Figuren und Handlung finden. Ist es möglich, dass, analog zur Belletristik, Kino nur noch von Frauen konsumiert wird? K. E., Merzhausen (D)



Vielleicht haben Sie und ihr Team ein Problem mit Frauen, aber dass die Mehrheit der pro-

Fernseh-Kritik

Würstli-TV

Von Florian Schwab

Ein Publikumserfolg landete das ZDF vergangenes Jahr mit seiner «Grossen Grillshow», als es Mannschaften aus verschiedenen Regionen gegeneinander am Holzkohlengrill antreten liess. Was lag näher, als das Konzept auf – Pardon – Grossdeutschland auszudehnen?

Für das Schweizer und das österreichische Fernsehen eine willkommene Gelegenheit, den flauen Sommerquoten einzuheizen, dachte man. Und so wurde am vergangenen Samstag die ganz grosse Nummer gezündet: Fernsehkoch Johann Lafer flog per Fallschirm in ein deutsches



Grosse Nummer: Promi-Griller Hartmann.

Provinzstadion, untermalt von Johnny Cashs «Ring of Fire». Hier dirigierte er drei B-Prominenz-Ländermannschaften beim Nachkochen seiner Rezepte.

Damit der alemannische Raum synchron Vorspeise, Hauptspeise und Dessert auf die Kohlen legen konnte, wurde das Spektakel per Public Viewing erweitert: Aussenposten bestanden in Österreich («So sind sie halt, die Österreicher, schon mit dem Glaserl Wein in der Hand»), in Hamburg mit Ali Güngörmüs («der einzige [sic] Sternekoch aus der Türkei») und am Vierwaldstättersee, wo SRF-Mann Sven Epiney die Leute bei der Stange hielt.

Das war vielen zu öde. In Deutschland schalteten nur etwas mehr als halb so viele Zuschauer ein wie im Vorjahr, und auch in der Schweiz vermochte die Show die sommerliche Quotenlethargie des Staatsfernsehens nicht zu brechen. Als kleines Wunder ist festzuhalten, dass es keine Proteste von Tierschutz und Vegetarier-Minderheiten gab. Vielleicht haben sie die Sendung ja – wie die meisten anderen Leute – verpasst.

Die grosse Grillshow: 2. August 2014 auf SRF, ORF und ZDF

Der letzte Artist

Stabhochspringer Renaud Lavillenie versprüht Zirkuszauber in einer kriselnden Sportart. Der exzentrische Franzose gehört zu den wenigen Überfliegern an den Europameisterschaften, die nächste Woche in Zürich beginnen. *Von Peter Hartmann*

«Il mange et vit de la perche», sagt sein kleiner Bruder Valentin, selber auch Stabhochspringer («perche» bedeutet im Französischen sowohl Stab als auch Barsch). Renaud Lavillenie, heute 27, Olympiasieger und Weltrekordspringer, spielte schon als zweijähriger Knirps an der Sprunggrube in der Kleinstadt Cognac, wenn sein Vater Gilles sich mit dem Stab über die Latte schwang. Hinter dem Haus bauten sie eine familieneigene Stabhochsprunganlage. Lavillénies Freundin Anaïs Poumarat ist Stabhochspringerin, mit ihr teilt er ein Appartement, nur 500 Meter entfernt vom Trainingsplatz, in Clermont-Ferrand. Er redet, sagt sie, ständig über das Einzige, über das Stabhochspringen. Lavillenie trainiert täglich drei bis dreieinhalb Stunden, fünfzig bis sechzig Sprünge, doppelt so viele wie seine Konkurrenten, die sich mehr mit Details und Kraftübungen aufhalten. Er benutzt unterschiedliche Stäbe, um für alle Eventualitäten von Wind und Wetter gewappnet zu sein. Darin ist er den Zirkusakrobaten ähnlich, die immer mit ganzem Risiko proben, um die Gefahr zu beherrschen.

Lavillenie ist der letzte Artist in der Leichtathletikarena unter all den getunten Hochleistungsgladiatoren und aufgepumpten Ladys. Ein bessener Romantiker auf dem Laufsteg des Schausports. War das Stabhochspringen ein gewohnheitsmässiger Running Gag von Pausenclowns, stundenlange Background-Unterhaltung und Programmfüller in unerträglich langen Fernsehübertragungen, ist mit Lavillenie der Rekordkitzel zurückgekehrt.

Er ritt ohne Sattel wie ein Kosake

«Es ist unglaublich. Ich bin immer noch in der Luft», twitterte er, nachdem er am 15. Februar in Donezk den Weltrekord auf 6,16 Meter verbessert hatte, im ersten Anlauf, um einen winzigen Zentimeter, aber nach einer Ewigkeit von 21 Jahren. Der entthronte Rekordhalter Sergei Bubka gratulierte gleich an Ort und Stelle: Er war der Manager des Hallenmeetings in seiner Heimatstadt. Lavillenie machte gleich weiter, liess die Latte auf 6,21 Meter legen und riss sich bei der harten Landung den Fuss auf. Die Wunde musste mit siebzehn Stichen genäht werden, und er kehrte an Krücken nach Paris zurück.

In seinen letzten neunzehn Auftritten blieb er ungeschlagen, und er ist eine der wenigen Attraktionen der Europameisterschaften im Zürcher Letzigrund.

Bubka selber war 1985 in Paris noch als Offizier der Roten Armee der erste Sprung über die

sechs Meter gelungen, und das Reisen mit vier bis sieben überlangen Glasfaserstäben im Gepäck war schon damals – und erst recht heute mit den pingeligen Sicherheitschecks – ein Albtraum, verglichen mit dem kurzen Glücksgefühl beim Überfliegen der Latte.

Bubka entwickelte ein einmaliges Geschäftsmodell: Er schraubte den Weltrekord zentimeterweise höher, in der Halle wie im Freien, und kassierte für jede Verbesserung Preisgeld und Sponsorenprämien bis zu 200 000 Dollar. Als er im Jahr 2000 zurücktrat, hatte er 35-mal den Rekord verbessert und 43-mal die sechs Meter überquert. Er wurde Abgeordneter im ukrainischen Parlament und 2004 Präsident der Kiewer Rodovid Bank – ein Oligarch mit dem goldenen Zauberstab, dessen Vermögen vor Beginn des Bürgerkrieges auf 350 Millionen Dollar geschätzt wurde.

Er macht täglich fünfzig bis sechzig Sprünge, doppelt so viele wie seine Konkurrenten.

Lavillénies Aufstieg vollzog sich weniger rasant. Als Teenager vergass er den Stab und war fasziniert von den Pferden im Reitsportzentrum seines Vaters. Er ritt ohne Sattel wie ein Kosake, verkehrtrum, stehend auf dem Pferderücken, fliegend die Gäule wechselnd, und er dachte sogar an eine Karriere im Voltigieren. Im entscheidenden Alter von zehn bis fünfzehn Jahren entwickelte er im Umgang mit dem Pferd seine mühelose Körperbeherrschung, den akrobatischen Gleichgewichtssinn. Angst kannte er nie. Und plötzlich war auch die Versuchung des Stabhochspringens wieder da, aber er war klein und schwächig und fiel lange nicht auf. Mit 21 Jahren übersprang er erstmals die fünf Meter – mit 21 war Bubka schon der Sechsmetermann.



«Wie möchten Sie Ihr Lamm geschlachtet?»

Manchmal gehen ihm auf dem Motorrad die Pferdestärken durch. Er verschuldete einen schweren Unfall – die Vorstrafe war der Grund, dass ihm nach dem Olympiasieg von 2012 der Orden der Légion d'honneur verweigert wurde. Er liess sich aber nicht davon abhalten, letztes Jahr mit einer schweren Maschine das 24-Stunden-Rennen von Le Mans zu fahren. Er braucht diesen Rausch der Schwerelosigkeit.

Stabhochspringen ist nicht nur Akrobatik, sondern hat viel mit angewandtem Materialwissen und Bewegungstechnik zu tun. Die Vorläufer der Stabhochspringer waren Bauern und Hirten, die sich mit Hilfe von Holzstangen über Gräben und Wasserläufe hinwegsetzten, aber auch schon Soldaten in der Antike, die versuchten, Befestigungen zu überwinden.

Zu den Pionieren gehörte schon ein Franzose, Fernand Gonder, der bei seinem Olympiasieg 1906 in Athen einen Stab aus dem leichten Bambus statt aus schwerer Esche gebrauchte. Er schaffte auch erstmals die vier Meter. In den fünfziger Jahren kamen dann Geräte aus Aluminium und Stahl auf, aber die eigentliche, zuerst angefeindete Revolution von Material und Technik bewerkstelligte der Amerikaner John Pennel, der einen biegsamen Glasfaserstab mit Katapultwirkung verwendete und achtmal den Weltrekord verbesserte. An den Olympischen Spielen 1964 in Tokio verwickelten ihn seine Gegner in einen neunstündigen Nervenkrieg – Pennel wurde nur Elfter. Der begabteste Springer jener Generation, der zuerst die fünf Meter gemeistert hatte, sass damals bereits gelähmt im Rollstuhl: Brian Sternberg hatte sich beim Trampolinspringen das Genick gebrochen.

Es gibt eine erstaunliche französische Stabhochsprungtradition, die immer wieder grosse Champions hervorgebracht hat. Lavillénies Trainer Philippe d'Encausse ist ein ehemaliger Springer und Sohn von Hervé d'Encausse, der kurzzeitig den Europarekord hielt. Aus dieser nationalen Schule stammte auch Pierre Quinon, der mit 21 Jahren den Weltrekord brach (5,82 Meter) und 1984 in Los Angeles Olympiasieger wurde. Er kam nie mehr von der Höhenekstase herunter, wurde zum verzweiferten Sinnsucher und stürzte, als er keinen Ausweg mehr sah aus Drogen und Alkohol, vor drei Jahren kopfüber aus dem Fenster. Der Mann, der sich als Erster an die Sechsmetermarke versucht hatte, fiel ins Nichts.

Jean Galfione wurde 1996 in Atlanta Olympiasieger, und ihm gelangen als erstem Franzoso



Bessener Romantiker: Weltrekordhalter Lavillenie.

sen 1999 die magischen sechs Meter. Er flüchtete später aus dem Stadion aufs Meer, wurde ein hervorragender Segler und startet im kommenden November zur Route du Rhum, der Transatlantikregatta für Solosegler.

Bubkas charmante Entschuldigung

Und die Frauen? Stabhochspringerinnen wurden erst im Jahre 2000 zu den Olympischen Spielen zugelassen. Die Siegerin hiess Stacy Dragila. Sergei Bubka, der auch als Sportpolitiker Karriere machte (er ist heute Vizepräsident des Leichtathletik-Weltverbandes), machte sich über die springenden Damen lustig und prophezeite, keine werde je fünf Meter springen. Auf dem Jahresschlussball des Verbandes

in Monte Carlo forderte ihn die Olympiasiegerin Dragila zum Tanz. Die Amerikanerin hatte sich ihr Studium auf dem Gemüsemarkt mit Kistenschleppen verdient und konnte kräftig zugreifen, was bei diesem Tänzchen Wange an Wange auch Bubka erfuhr. Jedenfalls hielt er anschliessend eine charmante Entschuldigungsrede.

Die fünf Meter meisterte dann Jelena Isinbajewa, die schöne Russin, die als junges Mädchen fürs Kunstturnen zu gross geworden war, und ironischerweise kopierte sie Bubkas Geschäftsrezept mit der Blaupause: Scheibchenweise, Check um Check, schraubte sie sich bis auf 5,06 Meter, vor fünf Jahren in Zürich; sie verbuchte insgesamt dreissig Weltrekorde.

Die Kameras und das Publikum liebten sie, die Veranstalter hassten sie, weil sich die «Zarin» während des Wettkampfs für ihre Gage kaum zeigte. Sie rollte sich träge wie eine Katze in ihrem Schlafsack zusammen, absolvierte kurz einen Pflichtsprung und stand erst wieder auf, wenn ihre Gegnerinnen ausgeschieden waren. Sie macht jetzt Baby-Urlaub. Übrigens sind Jelena und Renaud, der weibliche und der männliche Überflugkörper, fast gleich gross, sie 1,74 Meter, er 1,77 Meter. Was bedeutet das? Die Antwort weiss nur der Zirkus.

Leichtathletik-Europameisterschaften in Zürich:
12. bis 17. August 2014 im Letzigrund-Stadion.
Stabhochsprung-Final der Männer am Samstag, 16. August; Final der Frauen: Donnerstag, 14. August.

Die Kunst der Versöhnung

Eine alte Freundschaft blüht erneut; internationale Projekte für zwei Zürcher Architekten. *Von Hildegard Schwaninger*



«Ich mag ihn gern»: Dirigent Welser-Möst, Intendant Pereira.

Einmal verfeindet, immer verfeindet: So halten es viele, und es ist nicht nur unchristlich, sondern auch schade. Hat man nämlich die Grösse zur Versöhnung, kann das zu wunderbaren Resultaten führen. Der Dirigent **Franz Welser-Möst** und der Intendant **Alexander Pereira** waren irgendwann verfeindet, sprachen nicht mehr miteinander, und die ganze Welt wusste es. Auch wenn Welser-Möst heute sagt: «Von meiner Seite war eine Versöhnung nicht nötig, wir waren nie verfeindet. Wir haben nur unsere fachlichen Meinungsverschiedenheiten ausgetragen.»

Wie auch immer. Alexander Pereira hatte auf der Autofahrt von München nach Salzburg, nachts um elf allein unterwegs, die Eingebung, Zubin Mehta, der das «Rosenkavalier»-Dirigat für die Salzburger Festspiele aus gesundheitlichen Gründen abgesagt hatte, durch Franz Welser-Möst zu ersetzen, rief diesen sofort an, und Welser-Möst, erfreut, sagte ja. Welser-Möst zu **Hedwig Kainberger** im Interview mit den *Salzburger Nachrichten*: «Vor kurzem waren wir mittagessen, und wir haben's wie immer sehr lustig gehabt. Ich mag ihn gern.» Die Versöhnungs-Morgengabe ist ein von Publikum wie Presse gleichermaßen umjubelter «Rosenkavalier» (Inszenierung: Harry Kupfer). Und für die Mailänder Scala wurden schon Pläne geschmiedet. Welser-Möst wird dort erstmals eine Premiere dirigieren. Die alte Freundschaft, die sich in

den dreizehn Jahren, als Welser-Möst neben Pereira am Opernhaus Zürich Chefdirigent war, aufbaute, blüht erneut.

Was schätzen die Russen und andere ausländische Kunden an den Schweizern am meisten? «Die Pünktlichkeit.» Die Antwort von Architekt **David Marquardt** kommt wie aus der Pistole geschossen. Er und sein Partner **Jan Fischer**, zwei ETH-Absolventen, die ihre Firma MACH mit sechs Mitarbeitern im Zürcher Kreis 4 betreiben, haben einige internationale Projek-



MACH-Architekten Marquardt (l.), Fischer.

te an Land gezogen. Die Dim-Sum-Restaurants «Ping Pong» in London, Washington, Mumbai, São Paulo, die einem russischen Investor gehören, wurden von ihnen gestaltet, die MCM-Bou-

tique in Berlin, die IWC-Schaffhausen-Monostores in Hongkong, Seoul, Paris und Zürich. Und jetzt bekamen sie den Auftrag für die Inneneinrichtung der «Seahawk», einer Jacht, die alles, was bisher in den Ozeanen schaukelt, in den Schatten stellen soll. Die «Seahawk» ist ein 120-Millionen-Dollar-Projekt; Matthias Bosse, Kapitän der «Lady Moura», des 200-Millionen-Dollar-Luxusliners mit dreitausend Quadratmetern Wohnfläche, die dem saudi-arabischen Milliardär und Königsratgeber Nassr al-Raschid gehört, soll die «Seahawk» übernehmen. Die 100 Meter lange Jacht für 36 Passagiere soll Antarktis-Reisen im obersten Preissegment anbieten. Zurzeit werden Investoren gesucht, man ist in der Akquisitionsphase, das Boot soll in Hamburg gebaut werden und in vier Jahren in See stechen. **Robert McFarlane** ist der Architekt dieses Juwels, **David Marquardt** arbeitet an der Innenausstattung.

Höchste Qualität wird aber nicht nur bei Luxusprodukten angestrebt. Marquardt und sein Team haben auch Eingangshalle und Foyer im Schauspielhaus Zürich gestaltet, die Arbeitsräume von Novartis in Basel, die Verkaufsräume von Helvetas, der Entwicklungsorganisation für humanitäre Projekte. Auch die Ticketschalter, Verkaufsräume und Business-Kabinen der Swiss International Air Lines kommen aus der Werkstatt von MACH. Und die Wohnung von Tyler Brülé in St. Moritz. Letztere beiden Aufträge hängen zusammen.



Zoodirektor und Zunftmeister Rübel.

David Marquardt arbeitete bei Bally, als er den damals an der Mutation von Swissair zu Swiss massgeblich beteiligten Tyler Brülé kennenlernte. Da haben sich zwei visionäre Künstler gefunden, und es kam zur Zusammenarbeit mit dem Herausgeber von *Wallpaper*. Neben seinem kosmopolitischen Wirken ist Marquardt (Bally-Boutiquen hat er auch eingerichtet) sehr bodenständig. Er ist bei der Zunft zur Saffran, dort ist der Zürcher Zoodirektor **Alex Rübel** Zunftmeister, und so ist es für Marquardt Ehrensache, dass er mit seiner Frau **Kathrin Reber Marquardt** auch ans Zoofäscht (23. August) geht.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Alles im Griff

Die Sozialpädagogin Rita Bichsel, 31, und der Notfalllexperte Lukas Höhne, 34, haben kürzlich geheiratet. Sie gingen systematisch vor.



«Drei Uhr morgens»: Liebespaar Höhne-Bichsel.

Rita: Nach diversen Internet- und Telefonkontakten kam es in Zürich am Hauptbahnhof zu einem ersten Treffen. Wir gingen in eine Bar und unternahmen anschliessend einen Nachspaziergang durch die Stadt. Später hat Lukas mein Autofenster vom Eis befreit, was mir schmeichelte. Zum Dank lud ich ihn zu einer Tasse Tee zu mir nach Hause ein. Um drei Uhr morgens schickte ich ihn nach Hause. Er lebte damals noch in St. Gallen. Wir lachen noch heute darüber, dass ich ihn bei Schnee und Eis quasi vor die Türe stellte. Die Chemie hat allerdings von Anfang an gestimmt, seinen Humor, aber auch seine Klarheit finde ich noch heute toll.

Lukas: An Rita gefallen mir ihr Aussehen, ihre Offenheit, ihre gepflegten Hände und ihre Spontanität. Sie war immer an meiner Seite, ist sehr gefühlvoll, kann sich in kritische Situationen hineinversetzen, denkt global und liebt mich so, wie ich bin.

Rita: Gemeinsam über Sorgen zu reden, sich in den Arm zu nehmen, bringt einen weiter, als den perfekten Haushalt zu führen. In den sieben Jahren Partnerschaft gab es auch sehr harte Schicksalsschläge. Es waren Themen, mit denen gewisse Menschen ein ganzes Leben lang nicht konfrontiert sind. Vieles kam mit

geballter Kraft und hat uns zurückgeworfen: auf uns selbst und auf uns als Paar. In schwierigen und kritischen Zeiten ist es wichtig, dass der andere da ist. Manche Themen muss man aber auch zuerst mit sich selbst ausmachen, bevor man gemeinsam darüber weinen oder lachen kann.

Lukas: Wir arbeiten beide im Schichtdienst, was sehr streng sein kann. Im Privatleben braucht es gute Absprachen und Koordination, und vieles planen wir genau: gemeinsame Abende, Ausflüge und Ferien. Wir finden es aber auch sehr wichtig, dass jeder weiterhin seinen Hobbys nachgehen kann und seine Freiheiten hat. Liebe darf nie einengend sein und beruht auf absolutem Vertrauen und dem Willen zur Treue.

Rita: Nach sechs Jahren unterhielten wir uns bei einem Essen darüber, welchen Weg wir einschlagen sollen. Wir studierten auch ein Buch über die Vor- und Nachteile der Ehegesetze. So kamen wir zum Schluss, dass die Ehe das Richtige ist, und entschieden uns zu heiraten. Gerade wegen der Liebe wollten wir auch abgesichert sein. Die Ehe schien uns ein unbürokratischer Weg zu sein, um dies zu erreichen.

Lukas: Wir sind beide Menschen, die hervorragend organisieren und strukturieren können. Deshalb lief auch am grossen Tag alles wie geplant. Wir wollten von Anfang an eine kleine Hochzeit im engsten Familienkreis. Diese Stunden mit jenen zu verbringen, die uns am wichtigsten sind, erwies sich als gute Entscheidung. Wir würden allen dazu raten, denn der grosse Tag hätte nicht persönlicher und emotionaler verlaufen können.

Rita: Wir sind überzeugt, dass man über seine Zukunftspläne vor der Hochzeit sprechen muss. Es braucht eine gemeinsame Basis, die verbindet und den gemeinsamen Weg vorgibt. Wir wollen irgendwann auch eine Familie gründen, zuvor möchten wir uns aber die Welt ansehen. Ansonsten lassen wir, im Wissen, gemeinsam glücklich zu werden, alles auf uns zukommen.

www.stretch.ch

Protokoll: Franziska K. Müller

Gaza

Von Andreas Thiel — Auf der Suche nach einer vernünftigen Lösung.

Ich verstehe die Frustration der israelischen Politiker. Da baut man eine Mauer um das Palästinensergebiet herum und denkt, damit sei das Palästinenserproblem endlich gelöst. Und dann graben die Palästinenser Tunnel untendurch.



Netanjahu hat zwar angekündigt, man werde die Armee erst abziehen, wenn alle Tunnel zerstört seien. Aber jeder Bauer weiss, dass man nie alle Maulwürfe aus dem Acker rauskriegt, es sei denn, man setzt den ganzen Acker unter Gas, und das wäre ja dann übertrieben. Nicht, dass am Palästinakonflikt nichts übertrieben wäre, aber Hand aufs Hirn, wer kennt schon die Lösung für den Palästinakonflikt?

Natürlich könnte man den Palästinensern an Stelle von Jerusalem eine andere heilige Stadt anbieten, Konstantinopel oder Rom zum Beispiel. Konstantinopel wäre bereits muslimisch und heisst Istanbul. Aber Erdogan würde vermutlich sehr schnell vom Palästinenserfreund zum Palästinenserhasser, wenn man seine Kurdenpolitik als Massstab des Umgangs mit nicht-türkmenischen Muslimen nimmt. Da wäre Rom naheliegender. Die meisten Katholiken inklusive Papst sind Südamerikaner. Also kann man den Vatikan gleich nach Tlacopan, Cuca oder Xochimilco verlegen. Zu den Italienern passen die Palästinenser auch besser als zu den Israelis.

Man könnte natürlich auch eine Friedensmission aus Schweizer Politessen und linken Verkehrspolitikern in den Gazastreifen schicken. Die könnten überall Schilder mit der Aufschrift «Tunnel betreten verboten» aufstellen. Und wer die Verbote missachtet, kriegt eine Busse, die sich so was von gewaschen hat, dass die Palästinenser mit dem Schmuggel sicher gleich aufhören würden. Auch vielen Verkehrsteilnehmern in der Schweiz käme eine Verlegung dieser Verkehrsfachkräfte gelegen.

Eine Zweistaatenlösung jedoch ist unmöglich, da weder Israel seine Siedler zurückziehen noch die Hamas das Existenzrecht Israels anerkennen will. Und mit der Verteilung israelischer Pässe an die Palästinenser schüfe man israelische Bürger, welche Israel demonstrieren wollten. Aber solche Bürger haben wir auch. Die sitzen bei uns in der Regierung.

Das beste Alter

Von Peter Rüedi



So wie nicht jeder mit zunehmendem Alter immer weiser wird, wird nicht jeder Rotwein je älter, desto besser. Irgendwann ist der Zenit überschritten, zumindest für gewöhnlich Sterbliche, zu welcher Kategorie denn doch die meisten Jahrgänge zählen. Aber genauso wenig gilt, dass Weissweine grundsätzlich und immer jung getrunken werden sollten. Das meinten noch unsere Väter und Grossväter, die einen Chasselas nur lobten, wenn sich nach dem Einschenken der vielzitierte Stern auf der Oberfläche des Glases zeigte – nichts anderes als ein Indiz für (meist zugefügten) Sauerstoff im Wein. Natürlich macht ein jugendlicher schlanker Fendant oder La Côte im Glas Vergnügen und einer von schlichterem Zuschnitt sogar nur dann. Aber seit ich bei Ville de Lausanne mal eine Degustation zwanzigjähriger (und älterer) Dézaleys miterlebte, bin ich vom Vorurteil geheilt, nach welchem trockene Weisse notwendig schlecht altern (von grossen Süssweinen sprechen wir hier nicht, die sind ohnehin für eine halbe Ewigkeit gebaut).

Umso erstaunter war ich, als ich bei einem Besuch im österreichischen Kamptal Winzer klagen hörte, alles andere als der jüngste Jahrgang sei kaum zu verkaufen. Dabei entstehen gerade dort insbesondere beim Grünen Veltliner und beim Riesling Weissweine von Weltklasse. Die Probe aufs Exempel bringt mir Freund Hartmann ins Haus, der als Weintrinker ohnehin eher zur Geronto- als zur Pädophilie neigt und auch schon mal einen Alterston riskiert. Keine Spur davon bei diesem Grünen Veltliner Käferberg 2002 von Willi Bründlmayer aus Langenlois im Kamptal, einem Haus, das die *Financial Times* schon einmal zutreffend ein «Leuchtfener des österreichischen Weinbaus» genannt hat. Eine Offenbarung von einem Grünen Veltliner. Immer noch überwältigend frisch. Aber welche ausgewogene Fülle am Gaumen, welche Raffinesse im Spiel der Aromen (Zitrus, Birne, Exotisches), welche knackige Säure und was für ein mineralischer Thrill, bei aller Fruchtbarkeit. Nichts von «Würde im Alter». Dies ist einfach ein grosser Weisswein im besten Alter, basta.

Weingut Bründlmayer, Kamptal. Grüner Veltliner Ried Käferberg 2002. 13%. Marti Gastro AG. Fr. 46.–.
www.martigastro.ch

Wir essen uns gesund

In der Privatklinik Pyramide in Zürich arbeiten nicht nur Top-Chirurgen, sondern auch sehr gute Köche. Von David Schnapp



Auch kulinarisch interessant: Zürcher Pyramide-Klinik, Küchenchefs Sanner und Petsch.

Das es in der Privatklinik Pyramide, untergebracht in einem markanten Bau unweit des Zürcher Bellevue-Platzes, hochkompetente Chirurgen für Schönheitsfragen, Augenleiden und weitere Disziplinen gibt, ist weitherum bekannt. Medizinisch gesehen, ist die Pyramide eine internationale Top-Adresse. Daneben ist das Privatspital auch kulinarisch interessant, und weil die kleine Cafeteria mittags und abends auch für das Publikum geöffnet ist, dürfen wir von einem Geheimtipp berichten, wo es für 45 Franken ein Menü (vier Gänge) gibt. Oder, wie der junge Küchenchef Patrick Sanner sagt: «Man muss nicht krank sein, um bei uns zu essen.»

Ich bin ziemlich gesund an diesem Tag, allenfalls etwas erschöpft – aber nichts, was in einer Spitzenklinik behandelt werden könnte. Nach dem Essen, so viel vorneweg, fühle ich mich aber tatsächlich besser als zuvor.

Konfierte Kartoffeln, Hummer, Rindshaxe Präsentiert wird hier eine leichte Küche aus besten Zutaten. Zwei Mal pro Woche kaufen die Köche am nahen Bürkliplatz Gemüse auf dem Markt ein. Unser Lunch beginnt mit einem Amuse-Bouche aus Ziegenfrischkäse und etwas Erdbeerkompott sowie frischen Kräutern. Es folgen leicht grillierte Chayoten – eine exotische Frucht, die ähnlich schmeckt wie Kohlrabi – mit Portulak, dann ein Salat mit sautierten

Eierschwämmli, Fave-Bohnen und Freilandei und, grossartig: konfierte Kartoffeln mit einem Tuma-Weichkäse aus Lichtensteig, etwas Honig, frischen Beeren und einer Rapsöl-Beeren-Vinaigrette. Ebenso gut, leicht und frisch ist das Kalbsfilet-Carpaccio mit einem Kräuterrand, Nusspesto und Sellerieblättern.

Die beiden Küchenchefs Patrick Sanner und Sebastian Petsch kommen aus der Hoch-Gastronomie, Sanner hat im «Park Hotel Vitznau» oder im «Castello del Sole» in Ascona gearbeitet, Petsch hat sein Handwerk bei Jörg Müller auf Sylt gelernt und unter anderem im Drei-Sterne-Restaurant «Aqua» in Wolfsburg verfeinert. Die solide Ausbildung merkt man den Kreationen in der Pyramide an, der blaue Hummer, den wir essen, ist perfekt gegart und mit Couscous und Aprikosen elegant kombiniert. Die Rindshaxe wurde 24 Stunden *sous vide* geschmort, sie ist fest und zart und saftig.

Wenn man streng sein will, merkt man bloss, weil manches etwas zurückhaltend abgeschmeckt ist, dass es sich hier nicht um ein ganz gewöhnliches (feines) Restaurant handelt. Aber gutes Essen hat schliesslich eine heilende Wirkung, das haben sie hier verstanden.

Restaurant: Klinik Pyramide am See
Bellerivestrasse 34, 8034 Zürich
Telefon 044 388 15 15, www.pyramide.ch



Auto

Kommunikation auf Rädern

Wer Anschluss sucht, fährt mit der Elektrokugel von Renault ausgezeichnet: Der Twizy bringt einen ins Gespräch. *Von David Schnapp*

Er sieht mit seiner organischen Ei-Form ein wenig aus wie ein Mondfahrzeug aus den Anfängen der bemannten Raumfahrt. Das garantiert dafür gleich, dass man in einem Renault Twizy auffällt. So kommt selbst ein reservierter Deutschschweizer in diesem französischen Fahrzeug immer wieder zu überraschenden Begegnungen. Einmal zum Beispiel, ich stand im Feierabendstau auf der Zürcher Hardbrücke, fuhr ein Mann auf einem Scooter neben mir her und begann ein Gespräch, das er mit einem millionenteuren Kompliment eröffnete: Es werde eine bessere Welt geben,

sagte er, wenn dereinst mehr Leute wie ich den Mut aufbrächten, auf solche Elektrofahrzeuge umzusteigen.

«Der Renault Twizy ist [...] ein autoähnliches, vollelektrisches Kraftfahrzeug» (Wikipedia). Ich war unterwegs mit der neuesten Version des Twizy mit dem Namen «Cargo». Statt zweier Sitze hintereinander hat der «Cargo» ein geräumiges Gepäckfach, in dem selbst ein Kinder-Buggy oder zwei Getränkekästen übereinandergestapelt Platz finden. Ich fuhr ins Büro mit dem Twizy, zum Einkaufen oder holte meinen Sohn (3) von der Krippe ab, der dann halt stehen musste. Aber sogar das geht für ein paar hundert Meter, wenn man den Deutschschweizer in sich für diese Zeit ignoriert.

Der Twizy hat einen 18-PS-Elektromotor und beschleunigt bis 80 km/h (es gibt auch Modelle mit kleinerem Motor, die bis 45 km/h schnell sind). Der Kabinenroller, der das Prinzip des BMW C1, eines Motorrollers mit Dach, neu aufnimmt, ist eine ernsthafte Möglichkeit, kleine und mittlere Distanzen entspannt zurückzulegen. Allerdings haben die vier Räder des Twizy den Nachteil, dass man im Gegensatz zu einem

Motorrad nicht an stehenden Kolonnen vorbeimanövrieren kann. Die Reichweite einer vollen Batterie, die an jeder Steckdose geladen werden kann, wird von Renault mit hundert Kilometern angegeben, wobei ich nie versucht habe, möglichst weit zu fahren. Aber man weiss natürlich, dass je nach Temperatur und Topografie die Reichweite schnell kleiner wird.

Besonders am Twizy ist, dass er zwar kleine Flügeltüren hat, aber keine Scheiben. Wenn es also regnet, kriegt man das ebenso mit wie den Geruch nach Bärlauch, wenn man im Frühling durch einen Wald rollt. Und natürlich eröffnet man durch die offene Flanke leicht ein Gespräch. Trotzdem lässt sich die Elektrokugel auch bei schlechtem Wetter fahren, das Spiel der Elemente ist dann einfach etwas unmittelbarer als in einem gewöhnlichen Auto. Weil Gewicht gespart werden muss, gibt es viel Kunststoff am Twizy, die Verarbeitung ist nicht überall perfekt und die Bedienung etwas indirekt: Zündung einschalten, warten, bis «Go» aufleuchtet, Handbremse lösen, D-Taste drücken, losfahren.

Das ist aber nichts, was einem die Freude nehmen könnte an dem Fahrzeug. Denn der Twizy verändert die Art, wie man von A nach B kommt. Man hat nicht den Stress und die Anstrengung wie auf einem Velo und wird erst noch gelassener und entspannter, als man es oft in einem Auto ist. Das ist eine recht unschlagbare Kombination (zumindest für kurze und kürzere Distanzen).

Renault Twizy Cargo

Leistung: 17 PS, Batterie: Li-Ion 6,1 kWh
Höchstgeschwindigkeit: 80 km/h
Preis: Fr. 10 789.-; Testwagen: Fr. 12 939.-





«Wir sind das Brain»: Konzertveranstalter Avram, 76.

MvH trifft

Marcel Avram

Von Mark van Huisseling — Er veranstaltet die Konzerte der grössten Rock- und Popstars, seit 46 Jahren. Jetzt macht er was Neues.

Können Sie was anfangen mit Electronic Dance Music, EDM?» (Er veranstaltet vom 8. bis 10. August das Isle-of-Dreams-Festival auf dem St.-Jakob-Gelände in Basel, an dem Avicii, David Guetta, Calvin Harris und zirka siebenzig weitere Discjockeys auftreten.) «Ich kann mit allem was anfangen. Ich bin seit 46 Jahren in der Branche, praktisch seit der Anfangszeit des Rock'n'Roll und der Popmusik. Kommt dazu, dass meine Mutter Tanzlehrerin war, ich hab Musik im Blut. Ich hab schon 1968 Festivals gemacht, mit Pink Floyd, The Who, Deep Purple... Ich war immer gerne innovativ, einer der Ersten. Ich bin langsam gross geworden mit meinen Künstlern; es gibt Veranstalter, die meinen, sie seien grösser als der Künstler, das stimmt nicht. Das ist meine Geschichte. Ich muss mich bewegen, kann nicht stillsitzen.»

Marcel Avram, 76, geboren in Rumänien. Als er zehn war, zog die Familie nach Israel, sechs Jahre später – der Vater handelte mit Orient-

teppichen – nach Frankfurt. Nachdem Marcel Avram in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts als Financier eines Frankfurter Konzertveranstalters gearbeitet hatte, gründete er 1968 mit einem Partner Mama Concerts und holte damals unbekannte Rock- und Popgruppen nach Deutschland (in der Schweiz veranstaltete er keine Konzerte; das Isle-of-Dreams-Festival ist seine erste eigene Produktion hier). Ab Ende achtziger Jahre war er Veranstalter von vier Michael-Jackson-Welttourneen. Zudem arbeitet er mit bestverkaufenden Künstlern seit Jahrzehnten zusammen, etwa mit Eric Clapton, Bruce Springsteen, Tina Turner, Prince, AC/DC, Eros Ramazotti oder Leonard Cohen – in der Zeitschrift *IQ Live Music Intelligence* wurde er als «letzter Kaiser» beschrieben. In seinem eigentlichen Heimatland Deutschland erfuhr er unterschiedliche Behandlungen: 1991 übergab ihm Bundespräsident von Weizsäcker den Verdienstorden, 1997 wurde er zu dreieinhalb Jah-

ren Gefängnis verurteilt wegen Steuerhinterziehung (nach einem Jahr Haft wurde die Strafe zur Bewährung ausgesetzt). Vor dreizehn Jahren zog er mit seiner Frau nach Altendorf SZ.

«Gibt's Unterschiede zwischen der Arbeit mit Rockstars und DJs?» – «Bei Rock und Pop gehen die Leute wegen des Künstlers hin, wegen seiner Hits. Bei einem EDM-Festival mehr wegen des Events; Laser, Licht, aussergewöhnliche Bühne – die Party ist 70 Prozent.» – «Wie funktioniert Ihr Geschäftsmodell, womit verdienen Sie Geld?» – «Wir sind das Brain, wie der Produzent bei einem Film: Wir besorgen die Schauspieler, den Regisseur, sorgen für die Special Effects, die Produktion des jeweiligen Films, und dann geben wir ihn den Kinos, in unserem Fall den Vorverkaufsstellen, die die Tickets verkaufen. Und wir machen auch Marketing, enorm viel im Internet.» (Dennoch gibt er dieses Interview – in Basel hat er mit 60 000 Zuschauern gerechnet, es sieht aber aus, als kämen vielleicht 35 000.) «Das Risiko haben nicht die Künstler, nicht die Ticketverkäufer, sondern Sie, richtig?» – «Das Risiko habe nur ich, ich habe aber auch die Einnahmen.» – «Für die Gage des Künstlers ist es also egal, ob 60 000 Leute kommen oder 35 000?» – «Ja, das ist der Vor- und Nachteil. Man macht einen Deal und damit hat's sich. Wenn mehr Leute kommen, verdiene ich mehr, das ist *the beauty* des Geschäfts.» – «Wie viel verdient Leonard Cohen oder Eros Ramazotti an einem Abend?» – «Ramazotti wird 250 000 Euro haben, Cohen ähnlich, als Gage. Davon muss er Kosten bezahlen für Musiker, Leute, Licht, Sound, Hotels, Transport... Ihm bleibt vielleicht die Hälfte. Auf Europatournee hat Ramazotti dreissig oder vierzig Auftritte, Cohen sogar mehr – doch dann gibt's zwei, drei Jahre nichts [keine Konzerte].»

«Als Live-Musik-Veranstalter profitieren Sie davon, dass weniger Tonträger gekauft werden, oder?» – «Live-Musik [als Ganzes] hat zugelegt. Aber es [das Angebot] ist auch inflationär: Als wir angefangen haben, gab's vielleicht hundert Künstler, zwanzig Jahre später 10 000, heute gibt's 100 000...» – «Gut für Sie.» – «Nein, verdienen kann man nur mit den Grossen, und von denen gibt's nicht viele. Drum versuche ich jetzt, die Nische der elektronischen Tanzmusik zu füllen.» – «Mit wem arbeiten Sie am liebsten?» – «Meine Acts sind Eric Clapton, Bruce Springsteen, Bon Jovi, Bob Dylan... Von den Neueren mag ich 30 Seconds to Mars. Und ich bin Rammstein-Fan.» – «Was haben Sie von Michael Jackson gelernt?» – «Schwierig, ich habe vieles gesehen bei ihm, was man nicht machen sollte. Aber ich habe die Welt kennengelernt durch ihn – wir waren in Chile, Mexiko, Neuseeland, Korea, Thailand, Dubai... Er war ein *genius*.»

Sein liebstes Restaurant: «Zu Hause, die «Sabine-Küche.» (Seine Frau.) – «Sagen Sie bitte ein Lokal, wo meine Leser auch hinkönnen.» – ««Wystube Isebähli.»» «Wystube Isebähli», Froschaugasse 26, Zürich, Tel. 043 243 77 87.

1		2		3	4		5	6		7		8	9	10
				11								12		
13	14		15				16		17		18			
19							20							
			21								22			
23		24						25						
26					27						28		29	
30				31				32		33				
34				35			36					37		38
39							40					41		
				42					43					
	44						45					46		

Lösungswort — Starke Wirkung, lässt auf die Übertragung schliessen
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Das Betragen ist kaum zu ertragen. 5 Ohne solche Eigenschaft ist der Soldat nicht viel wert. 11 In Frankreich beginnt der April auch ohne Scherz als genau das. 12 Wo ein Pfund noch eines ist, ist das Bier oft auch dies. 13 Es macht Frauen attraktiver, vermehrt auch Männer. 16 Pilzkenner kennen sie gut. 19 Was man ernst meint, sagt man am besten im ... 20 Gilt für 13 waagrecht und also auch für sie, Hand drauf! 21 Schleimiger Kerl aus dem Wasser. 22 Wirr, wie er Jugoslawien regierte. 23 Die Linke, bei der ein Detail buchstäblich nach links rutschte. 25 Gehört er zum Woody, macht er es denen meistens recht. 26 Es wird so zur Stadt an der Seine. 27 Anderer - Zuwanderer aus Marseille? 28 Zwei Hälften auswechseln, und schon wird Holz zu Schriftstück. 30 ... bringt man einfach zum ... 32 Biblische Initialen zur Bekanntgabe seiner Schuld. 34 Anfang einer Sommernacht am Lac Léman. 35 Kein Feingeist, aber musikalisch erfolgreich. 39 Manchmal muss man etwas sich lassen, manchmal man sich selber. 40 Mit Öl gekocht, all'italiana. 41 Für Geologen eine ertrunkene Flussmündung. 42 Getaufte Demetra schauspielert unter anderem Namen. 43 Zuviel von ihr ergibt 23 senkrecht. 44 Oder so: flitzen, spritzen. 45 Paris ist für Briten Paris, Rom nicht. 46 Gemäss niederländischer Quelle eine windarme Stelle.

Senkrecht — 1 Erstreckt sich von Lax bis zum Fusse des Rhonegletschers. 2 Die aus Indien macht ganz schön Dampf. 3 Auch ohne Bogen war sie begnadete Tänzerin. 4 Knapp gehaltene EU- wie CH-Partei. 5 Iran, provinziell gesehen, dort beim Kaspischen Meer. 6 Dynamik, kommt ohne Mechanik aus. 7 ARE, zum Beispiel, ist ihm untergeordnet. 8 Schiffstyp, gut für Kriege - vor 400 Jahren. 9 Mitbegründer der Patientenstelle Zürich. 10 Wovon das Erbschaftsamt trotz allem keine Ahnung hat. 14 Sind so eine Art Vorläufer der Roboter. 15 Genau genommen Versuche, sich klar auszudrücken. 17 Reich - hört sich biblisch an, man denke nur an Johannes. 18 In Sachen 45 waagrecht erster Teil, ohne Briten, dafür mit Kelten. 20 Schweizer stehen auf Rösti, Bündner eher darauf. 23 Eine rechte Portion von 19 waagrecht hilft ihn bestimmt lindern. 24 Wild: Feldzeichnung, die an eine botanische Königin erinnert. 25 Der Name bildet den Zusammenhang der biblischen Stadt mit dem Waschmittel. 27 Ururahnen der Osseten. 29 Lautlose Schwerstarbeiterin. 31 Norwegischer Pfarrer als "Apostel der Grönländer". 33 Walliser sollten ihre Quelle kennen. 36 Der Abend, denken sich manche Franzosen, wird mit dem Bon schon gut. 37 Er ist 2400 km lang und führt teils entlang einer kontinentalen Grenze. 38 Der Befehl an dich, die Lösung zu suchen.

Lösung zum Denkanstoss Nr. 378

E	M	M	E	Z	A	H	M	F	A	L	K	E		
L	A	E	R	M	S	U	E	D	N	E	O	N		
C	H	A	R	A	K	T	E	R	I	S	T	I	K	A
H	O	T	E	L	R	H	U	M	A	M	O	R		
N	G	E	L	O	N	E	R	L	N					
M	I	S	E	R	E	E	N	I	L	S	W			
A	E	O	N	P	H	R	A	S	E	P	D	A		
D	L	C	R	I	M	I	N	E	R	A	L			
R	A	A	B	A	N	Z	I	O	R	O	M	E		
A	N	N	E	E	A	A	N	D	R	E	A	S		
S	T	I	L	B	L	U	E	T	E	O	D	R	A	
E	N	T	E	F	A	N	D	R	E	A				

Waagrecht — 1 EMME 5 ZAHM 9 FALKE
14 LAERM 16 SUED 18 NEON 19 CHARAKTERISTIKA 20 HOTEL 21 RHUM (franz. f. Rum) 22 AMOR 23 GELON 25 ERL 27 MISERE 29 NILS (skand. Form v. Nikolaus) 32 AEON 33 PHRASE 36 PDA (Partei der Arbeit) 38 CRI (franz. f. Schrei, Roman policier franz. f. Krimi) 39 MINERAL 41 RAAB 44 ANZIO 45 ROME 46 ANNEE (franz. f. année, weibl. im Gegensatz zu an, männl.) 48 ANDREAS 49 STILBLUETE 50 ODRA 51 ENTE 52 ANDREA (it. Form von Andreas)

Senkrecht — 1 ELCH 2 MAHONIE 3 MEAT (engl. f. Fleisch) 4 ERREGEN 6 ASTRO (-nomie) 7 HUEHNER 8 MERU 10 ANTALL (ung. Ministerpräsident) 11 LEIM 12 KOKON 13 ENAR (near, engl. f. nahe) 15 MALER 17 DIMENSIONEN 24 LEPRA 26 RIEN (franz. f. nichts, Liedtitel: Non, je ne regrette rien, nein, ich bedaure nichts) 27 MADRAS 28 SOLANIN (in Nachtschattengewächsen vorkommendes giftiges Alkaloid) 30 SPROEDE 31 WALESA 34 HINAUF 35 AMIATA (Monte Tunjata war erster Name des Berges) 37 DAMARA 40 (404) ERROR (weit verbreitete Fehlermeldung im Internet) 42 ANTE (obligat. Vorauszahlung beim Poker) 43 (Cotton-)BELT (engl. f. Gürtel oder hier: zusammenhängende Räume) 47 EBE

Lösungswort — ZEITGENOSSEN

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



PATEK PHILIPPE
GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.



Wahre Schönheit währt ewig.

Patek Philippe Boutique
at

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel: +41 (0)44 888 33 88
beyer-ch.com



Twenty-4® Stahl Ref. 4910/10A, Ring in Weißgold.